Nr. 278 — Jahrgang 13 **Einzelnummer 0,20 Zl.** **Sonntag, den 2. Dezember 1928**

Volkswille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zlp. Anzeigen unter Text 0.60 Zlp. von außerhalb 0.80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 12. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr 2004

Politischer Mord im Prager Gerichtssaal

Der Mörder des albanischen Gesandten während der Verhandlungen erschossen — Der Attentäter ein Diener des Gesandten — Die Geschworenen vom Nervenchock befallen — Ein Zeitungsberichterstatter schwer verletzt

Prag. Am Freitag fand hier die Gerichtsverhandlung gegen den Mörder des albanischen Gesandten in Prag, Zena Beg, statt. Während der Verhandlung zog plötzlich ein Zuschauer, ein Albanese, einen Revolver und streckte den Mörder des Gesandten durch mehrere Schüsse nieder. Der Berichterstatter einer italienischen Zeitung wurde durch die Schüsse gleichfalls schwer verletzt.

Der Anschlag auf den Mörder des albanischen Gesandten erfolgte in dem Augenblick, als der Gerichtspräsident die Verhandlung nach Verlesung der Anklageschrift auf eine Viertelstunde unterbrach. Der Mörder gab sieben Schüsse ab, wovon einer den Angeklagten in den Kopf traf, so daß er tot zu Boden stürzte. Der italienische Zeitungsverleger, der gleichfalls schwer verletzt wurde, ist der Redakteur Adriano del Vecchio vom „Trienter Il Piccolo". Er unterhielt sich gerade mit dem Gerichtsdolmetscher und erhielt einen Schuß, der unter dem rechten Schlüsselbein in die Lunge eindrang. Im Gerichtssaal entstand eine ungeheure Panik. Ein Geschworener fiel vor Schreck zu Boden und verrenkte sich den Arm. Zahlreiche Frauen fielen in Ohnmacht. Das Publikum flüchtete. Der Attentäter konnte nach geringer Gegenwehr verhaftet werden. Er weigert sich, seinen Namen zu nennen, doch vermutet man, daß er ein Diener des Bruders des ermordeten Gesandten ist.

Zum Mord im Prager Gerichtssaal

Prag. Zu dem Attentat auf den Mörder des albanischen Gesandten läßt sich die Prager Presse in längeren Artikeln aus. Man ist der Ansicht, daß es sich um ein beschlossenes Attentat, um eine Blutrache, handelt. Bereits am Donnerstag seien Gerüchte von einem Terror durch Albanier bekanntgeworden. Man habe bei der Ausgabe von Eintrittskarten zu der Verhandlung größte Vorsicht walten lassen. Zu der Tat selbst wird noch ergänzend berichtet, daß der Mörder im Geschworenenzimmer durchsucht worden sei. Der Mörder selbst sei aufs höchste erregt gewesen. Mit geschlossenen Augen, keines Wortes mächtig, habe er nach der Tat vor dem Untersuchungsrichter gestanden. Die Tat selber sei in dem Augenblick geschehen, als der italienische Journalist den Gerichtsdolmetscher gebeten habe, der Angeklagte möge doch lauter seine Antworten von sich geben. In diesem Augenblick habe der Angeklagte sein Gesicht dem Dolmetscher und dem dahinterstehenden Attentäter voll zugewandt, als die Schüsse auch schon in schneller Folge krachten. Mehrere Geschworene hätten einen schweren Nervenchock davongetragen.



Blutrache im Gerichtssaal
In Prag wurde während der Schwurgerichtsverhandlung gegen den Albaner Bebi, der vor einem Jahre den Prager albanischen Gesandten ermordet hatte, der Angeklagte (im Bilde) von einem Diener des Bruders des Ermordeten erschossen.

Vor Abschluß des Kampfes

Die Entscheidung im Eisenkonflikt vertagt

Berlin. Zur Haltung der Gewerkschaften zum Vermittlungsvorschlag der Regierung schreibt der „Vorwärts" u. a., daß der Metallarbeiterverband statutenmäßig gebunden sei, erst seine Funktionäre zu befragen, ehe er eine Entscheidung von solcher Tragweite fälle. In gewerkschaftlichen Kreisen würden die guten Absichten nicht verkannt, auch habe man zu Severing alles Vertrauen. Ein ablehnender Entschluß würde jetzt schon entstehen, wenn eine weniger vertrauenswürdige Persönlichkeit vorgeschlagen worden wäre. Die Benennung Severing habe den Vorschlag überhaupt erst diskutabel gemacht. Man werde am Sonntag in Essen den Vorschlag der Regierung nicht von der Schwelle ablehnen, sondern das Für und Wider sorgfältig abwägen. Die Gewerkschaften seien in dem Augenblick bereit, die Parole für Wiederaufnahme der Arbeit zu geben, wenn die Unternehmer die rechtswidrige Aussperrung rückgängig machten. Aber sie wollten den Schiedsspruch, den das Landesarbeitsgericht als rechtsgültig bestätigt habe, nicht preisgeben, sondern den Kampf um seine Anerkennung und Durchführung zu ende kämpfen. Von einem Mann wie Severing sei keine Entscheidung zu befürchten, die für die Gewerkschaften unerträglich sei. Eine Abänderung des Schiedsspruches, falls sie von ihm vorgenommen werden sollte, brauche auch noch keine Verschlechterung zu bedeuten.

Im allgemeinen seien es rein praktische Erwägungen, die zugunsten des Regierungsvorschlages ins Feld geführt werden, während das verletzte Rechtsgefühl als starker Faktor gegen ihn wirke. So sei es erklärlich, daß der Vorschlag jäh auf eine schroff ablehnende Stimmung gestoßen sei. Ob sich diese Stimmung mittlerweile so weit mildern werde, daß die Konferenz am Sonntag zum Abschluß des Kampfes führen könnte, darüber sei zur Stunde keine Prophezeiung möglich.



Der letzte Schiedsrichter im Ruhrkonflikt
soll Reichsinnenminister Severing (im Bilde) sein. Die Annahme des Auftrages wird von der Verpflichtung der Parteien abhängig gemacht, sich diesem neuen Schiedsspruch endgültig zu fügen.

Walko in Warschau

Zur Unterzeichnung des polnisch-ungarischen Freundschaftsvertrages.

Warschau. Der ungarische Außenminister Walko ist in Begleitung des polnischen Gesandten in Budapest, Madizewsky, heute in Warschau eingetroffen.

Vereidigung des Präsidenten von Mexiko

Neuyork. Wie aus Mexiko-Stadt gemeldet wird, wurde heute der provisorische Präsident Mexikos, Emilio Portes Gil, vereidigt. Hierbei gab er vor einer großen Menschenmenge im Stadion von Mexiko-Stadt eine Proklamation ab.

Neue Konflikte

Während der Ministerpräsident Bartel noch vor einigen Tagen in der Budgetkommission des Sejms die Erklärung abgab, daß die Kontrolle über die Regierungsausgaben dem Sejm vorbehalten bleibt, ist am Donnerstag ein neuer Konflikt entstanden, der eigentlich diese Zusicherung illusorisch macht. Der Sejm, beziehungsweise die Budgetkommission, hat schon im Vorjahre dem Innenminister Skladkowski den Dispositionsfonds gestrichen, den aber der Ministerrat wieder bewilligt hat. Der Sejm wandte sich gegen den besonderen Fonds, weil dadurch die Polizeiherrschaft noch weiter ausgedehnt werden soll, während die Volksvertretung deren Einschränkung fordert. Auch in diesem Jahre sind 6 Millionen Zloty für diese unkontrollierbaren Zwecke im Budget eingesetzt und wieder hat die Sejmkommission diesen Betrag gestrichen. Ein Zeichen, daß die Volksvertretung zum Innenminister kein Vertrauen hat und daß unter normalen Verhältnissen der Innenminister zurücktreten müßte. Er hat dies im Vorjahre nicht getan und wird es aller Voraussicht auch diesmal nicht tun, solange er des Vertrauens seines Chefs als General, also des Kriegsministers Pilsudski, sicher ist. Wie im Vorjahre, so wird also der Innenminister auch jetzt gegen die Mehrheit des Volkes sein Amt ausüben, aber die Regierungspresse und der Regierungsblock werden nicht müde, zu erklären, daß alles in bester Ordnung sei. Der Ministerpräsident hat versucht, die Budgetkommission zu überzeugen, daß „rechtlich" der Innenminister mit seinem Dispositionsfonds keine Ausnahme schaffe und daß bei weitem der vorgesehene Betrag nicht aufgewendet wurde, der Ministerrat befugt war, Skladkowski den Fonds zu gewähren. Die Budgetkommission war davon nicht zu überzeugen und hat den Dispositionsfonds gestrichen, so daß auch zu erwarten ist, daß sich das Plenum diesem Antrage anschließen wird.

Das Verbleiben des Innenministers auf seinem Posten erhellt die Situation blitzartig und raubt alle Illusionen, als wenn wir früher oder später zur demokratischen Regierungsform zurückkehren würden. Es bleibt nach wie vor die verdeckte Diktatur, wobei man dem Sejm ein Scheindasein gewähren läßt und auch gegen seine Beschlüsse handelt, nicht aber den Mut hat, ihn aufzulösen oder zu vertagen. Gewiß können die letzten Konsequenzen noch eintreffen, das hängt so vom Willen des Marschalls ab, der sich zu der neuen Krise noch nicht geäußert hat. Die Versuche des Ministerpräsidenten, den Sejm zu überzeugen, daß eine Zusammenarbeit möglich sei, müssen als verfehlt bezeichnet werden, da sie doch nicht die Zustimmung aller Minister finden. Die innerpolitische Situation erfährt dadurch eine Verschärfung, der Ausgang der Krise ist höchst ungewiß, die Hoffnung auf irgend eine Lösung bleibt zunächst ausgeschlossen, da nicht zu erwarten ist, daß der Marschall dem Sejm irgend welche Konzessionen macht. Dieser Zustand ist nur möglich, weil die Regierung einem Parlament gegenübersteht, welches in eine Reihe von Gruppen aufgelöst ist, deren Ziele nicht auf eine gemeinsame Plattform zu bringen sind. An diesem Zustand ändert auch der neugeschaffene Linksblock nichts, weil für ihn in absehbarer Zeit keine Möglichkeit der Uebernahme der politischen Macht besteht. Selbst, wenn sie bestände, so könnte er unter den gegebenen Verhältnissen nichts schaffen und würde weit eher die Reaktion kräftigen, denn sie beseitigen.

Der gleiche Zustand wie auf innerpolitischem Gebiet ist auch in der Außenpolitik zu verzeichnen, die Regierung laviert, ohne ein festes Ziel zu besitzen. Man wird auch kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß der Außenminister Zaleski keine Bewegungsfreiheit hat, denn „die Außenpolitik befindet sich in meiner Hand," so wurde in dem vielumstrittenen Interview des Marschalls erklärt. Zunächst wurde versucht, sich international an den Reparationsverhandlungen zu beteiligen, dann wieder rückte man ab und erklärte, daß der Kelloggpakt genügende Sicherheit für Polen bietet und jetzt heißt es wieder, daß man wenigstens einen Beobachter in die Sachverständigenkommission entsenden müsse. Nebenbei wird Polen verdächtigt, an Plänen zur Schaffung eines russischen Absperrungsblocks beteiligt zu sein und die Beziehungen zu Deutschland sind durchaus keine freundlichen zu nennen. Aber diese unklare Haltung in der Außenpolitik ist es, die innenpolitisch die Konflikte nicht auf die Entscheidung hin treibt und die unklaren Verhältnisse aufrecht erhält, die eine Belastung der ganzen Lage Polens bilden.

Diese Umstände sind die Folgen einer politischen Entwicklung, die vollkommen auf der Militärmacht aufgebaut ist und die in einer Hand konzentriert ist, das heißt, ganz

auf die Person des Marschalls Pilsudski zugeschnitten ist. Ob mit seinem Willen oder aus Abhängigkeit zu ihm alle politischen Bildungen auseinandergeschlagen werden, bleibt dahingestellt. Letzten Endes hat die Kosten das ganze Land zu bezahlen, und die Folgen sind trotz aller Versicherungen heut schon abzusehen. Denn das, was man uns als einen günstigen Stand der Wirtschaft und Besserung der politischen Situation hinzustellen beliebt, ist leider nur Schein, eine Selbsttäuschung, der man nachgeht, weil man zu der gewiß überragenden Person des Marschalls ein unbegrenztes Vertrauen hat. Seine Verdienste sollen nicht geschmälert werden, aber der Kultus, der mit seiner Persönlichkeit betrieben wird, wird einst Polen teuer zu stehen kommen, denn die Entwicklung geht über die Persönlichkeiten hinaus den eigenen Weg, der in heutiger Zeit an die demokratische Linie in Europa gebunden ist. Wir entfernen uns aber von dieser demokratischen Methode, versuchen das Rad der Entwicklung rückwärts zu drehen, wie die Versuche nach Verfassungsreform beweisen. Auch hier weiß so richtig keine der vielen Gruppen im Regierungsblock, was sie eigentlich will, man schreit nur nach Reformen, ohne konkret zu sagen, wohin sie die polnische Entwicklung treiben sollen. Jede reaktionäre Entwicklung in Polen treibt nur Wasser auf die Mühlen der Nachbarn und verhindert die Verständigung mit ihnen, welche allein den Bestand Polens in seinen heutigen Grenzen gewährleistet.

Man scheint diese Umstände gar nicht in Erwägung zu ziehen, welche Bedeutung solchen Konflikten im Auslande beigemessen wird. Jedenfalls tragen sie nicht dazu bei, Vertrauen zu erwecken, so sehr man dies auch in der Regierungspresse zu unterstreichen beliebt. Man darf sich auch nicht wundern, wenn immer wieder selbst bei unseren außenpolitischen Freunden die Meinung erweckt wird, daß wir noch sehr weit von einer Konsolidierung entfernt sind. Die Methoden Mussolinis schwächen Italien von Tag zu Tag, die Experimente Woldemaras machen ihn vor der ganzen Welt lächerlich, und Rumänien ist ein Beispiel dafür, wohin ständige Konfliktstoffe führen, wenn man gegen die Volksvertretung, beziehungsweise ihre Mehrheit, regieren will. Die Krisen können überwunden werden, wenn die Regierung klares Visier zeigt, was sie denn eigentlich will. Mit dem Sejm die Zusammenarbeit, Achtung vor dem Parlamentarismus, dann aber auch zugleich Folgerung aller Konsequenzen, die aus ihm hervorgehen. Der Militarismus hat sich immer als schlechter politischer Berater erwiesen und das sollte man auch in Polen beachten, ehe es zu spät wird.

—ll.

Italienische Kundgebungen gegen Frankreich

Rom. Auch Freitag ließen die Studentendemonstrationen gegen Frankreich in den großen italienischen Städten nicht nach. In Rom zogen von mehreren Seiten größere Studentengruppen zum Palazzo Farnese, dem Sitz der französischen Botschaft. Ausreichender Polizeischutz trieb jedoch die Demonstranten vom Gebäude. Plakate mit „Nieder mit Frankreich" wurden in den Zügen getragen und dauernd hallten Schmähruse durch die Straßen. Es ist zu erwarten, daß Frankreich wegen der beleidigenden Drohungen Entschuldigung von Italien verlangen wird. Auch in Neapel haben Demonstrationen stattgefunden, die ähnlich verliefen. Das „Lavorno d'Italia" meldet einen versuchten Angriff gegen das dortige französische Konsulat, der jedoch von Polizei und Miliz verhindert wurde. Man hört begeisterte Hochrufe auf Mussolini und Italien.

Zusammenstöße in Indien

London. Bei der Ankunft der Simon-Kommission in Lucknow kam es am Freitag nach Berichten aus Bombay zu bedeutenden antienglischen Demonstrationen. Die Polizei griff ein und machte in einem Falle bei der Auflösung eines Demonstrationszuges von der Waffe Gebrauch. Eine größere Anzahl von Personen wurde dabei verletzt. Darunter der Sekretär des indischen Nationalkongresses und der Swarajistenführer im gesetzgebenden Rat der Vereinigten Provinzen. Die Lage ist als Folge dieser Zusammenstöße sehr gespannt.



Die nächste Tagung des Völkerbundrates
die am 10. Dezember beginnt, wird in Lugano stattfinden, dessen Wahl angesichts seiner idyllischen Lage durchaus begreiflich ist.

Kampf um die Abschaffung der Todesstrafe

Kopenhagen. Das Folkething begann die erste Beratung der Regierungsvorlage über ein neues bürgerliches Strafgesetzbuch. Die Vorlage sieht die Abschaffung der Todesstrafe vor. Für Tötung ist Gefängnis von fünf Jahren bis auf Lebenszeit vorgesehen. Besserungshaus und Zuchthaus sollen abgeschafft werden, so daß als allgemeine Strafen Haft, eine Art milderes Gefängnis und Geldstrafe gelten. Schließlich sieht die Vorlage die Einführung eines Jugendgefängnisses, Bewährungsfrist u. a. m. vor. In der Aussprache erklärte ein Abgeordneter der Venstre, daß er persönlich nicht Anhänger der Abschaffung der Todesstrafe sei, da ihre Beibehaltung abschreckend wirken könne. Werde sie aber beibehalten, dann dürfe sie auch nur in besonders schweren Fällen angewandt werden. Ein sozialdemokratischer Redner wandte sich gegen die Umwandlung der Zuchthausstrafe in Gefängnisstrafe, da dies bei der Bevölkerung, die die Zuchthausstrafe als eine besonders schwere Strafe ansehe, nicht verstanden würde, wenn es sich um schwere Verbrechen handele.

Ohrfeigen für einen Gesandten

Wie die „Vossische Zeitung" aus Bukarest meldet, wurde Freitag Vormittag der rumänische Gesandte in Madrid, der frühere Gesandte in Washington, Bibescu, der ein Schwiegersohn des im vergangenen Jahr verstorbenen englischen Staatsmannes Asquith ist, von einem Gesandtschaftssekretär tätlich angegriffen. Als Bibescu das Arbeitszimmer des Ministerpräsidenten verließ, trat der Gesandtschaftssekretär Basilius Stoyca an ihn heran und wollte mit ihm sprechen. Bibescu erklärte, er habe ihm nichts zu sagen, worauf Stoyca ihm zwei Ohrfeigen versetzte.

Ein Theaterskandal in Hamburg

Hamburg. Am Freitag Abend wurde im deutschen Schauspielhaus die Ausführung des Brucknerschen Stückes „Die Verbrecher", das seit kurzer Zeit auf dem Spielplan steht, durch Stinkbomben und Nießpulver, Trillerpfeifen und Sirenen zu Beginn des zweiten Aktes gestört. Der Krawall dauerte nahezu eine halbe Stunde. Nach Entfernung der Uebeltäter durch herbeigerufene Polizei konnte das Stück ohne weitere Störung zu Ende gespielt werden. Nach Schluß der Vorstellung setzten die Tumultszenen auf der Straße vor dem Schauspielhaus fort. Herbeigeholte Polizei nahm 16 Verhaftungen vor. Unter den Verhafteten befindet sich auch das nationalsozialistische Bürgerschaftsmitglied Hüttmann.

Warschauer Erwartungen

„Verheißungsvolle" Aeußerungen des Pilsudski-Blattes zur Wiederaufnahme der Handelsverhandlungen.

Warschau. Das Pilsudski-Blatt „Glos Prawdy" beschäftigt sich anläßlich der bevorstehenden Ankunft Dr. Hermes in einem Leitartikel mit den deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen und führt u. a. aus, daß die vielfachen Bemühungen Polens, ein positives Ergebnis zu erreichen, stets am Widerstand der deutschen Landwirtschaft gescheitert seien. Man habe in Polen erwartet, daß das Ausscheiden der Rechtskreise und Agrarier aus der Regierung einen Umschwung zu Gunsten der Verhandlungen mit sich bringen werde. Es habe sich jedoch erwiesen, daß das Kabinett Hermann Müller entweder zu schwach gewesen sei oder dem deutsch-polnischen Handelsvertrag nicht genügende Bedeutung beigemessen habe, um sich den die Verhandlungen sabotierenden Einflüssen energisch zu widersetzen. Die vor zwei Monaten aufgetretene Unterbrechung der Verhandlungen sei eine direkte Folge der starren Haltung der deutschen Regierung gewesen, die sich in dieser Beziehung von ihren Vorgängern in nichts unterscheidet. Die deutsche Presse sei damals gleich bestrebt gewesen, die Schuld Polen zuzuschieben. Man müsse noch einmal unterstreichen, daß Polen bei den Verhandlungen auch weiterhin unerschütterlich an dem Prinzip des Gleichgewichts in bezug auf den beiderseitigen Nutzen festhalten werde, der seinen Ausdruck in gegenseitigen Zugeständnissen bezw. Kompensationen finden müsse. Das beziehe sich vor allem auf die polnische Viehausfuhr.

Ernste Niederlage Stalins

Nach Meldungen aus Moskau soll Stalin im politischen Büro eine empfindliche Niederlage erlitten haben. Woroschilow sei der politischen Gruppe Kalinin-Rykow beigetreten, nachdem er mit seiner Ansicht durchgedrungen sei, wonach die Schlagfertigkeit der Roten Armee, die zu 80 Prozent aus Bauern bestehe, davon abhängig sei, in welchem Maße die Sowjetregierung den Bedürfnissen der Bauern gerecht werde. Der Gruppe Kalinin-Rykow sei es gelungen, Stalin zu Zugeständnissen zu zwingen. Wie schwach der Einfluß Stalins auf die Rote Armee sei, gehe daraus hervor, daß zahlreiche Truppenteile dem Kriegskommissar Woroschilow Huldigungstelegramme zugestellt hätten, in denen er als ihr alleiniger Führer anerkannt werde.

Einheitliche Kommandogewalt in der Roten Armee

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, hat der Kriegs- und Revolutionsrat der Sowjetunion die einheitliche Kommandogewalt in der Roten Armee eingeführt. Das Institut der politischen Kommissare, das seit dem Bürgerkrieg bestand, wird abgeschafft. Der Kommandeur des Truppenteils ist auch gleichzeitig politischer Kommissar, auf dem nur allein die Pflicht zur politischen Erziehung im Truppenteil liegt. Bezeichnend ist, daß die Politik der Partei gegenüber der Roten Armee sich soweit geändert hat, daß tatsächlich in der Roten Armee die alleinige Kommandogewalt eingeführt worden ist, wie sie in der zaristischen Armee üblich war.

10 Jahre Südslawien

Agram. Zur Feier des 10. Jahrestages der Gründung des südslawischen Staates schreibt das Organ des Abgeordneten Pribitschewitsch, „Risec", an leitender Stelle: „Es gibt sicherlich keinen Staat unter den Nachfolgestaaten, der seinen 10. Jahrestag in traurigeren und mißlicheren Verhältnissen feiert als wir. Das gegenwärtige System ist auf der Gendarmerie aufgebaut. Sogar unsere Freunde im Auslande beginnen für uns zu wirken, wie aus den Artikeln der „Times" und des „Temps" hervorgeht. Nicht mehr Agram allein fordert Ordnung und geregelte Zustände in Jugoslawien, sondern auch London und Paris."

Sthamer bei Chamberlain

Berlin. Wie Berliner Blätter aus London melden, besuchte der deutsche Botschafter Sthamer am Freitag vormittag den nach mehrmonatiger Abwesenheit wieder auf seinen Posten zurückgekehrten Außenminister Chamberlain im Forreign Office. Im Anschluß daran sprach der Botschafter auf dem britischen Schatzamt vor, wo ebenfalls eine längere Unterredung stattfand.

Die Braut Nr. 68

Roman von Peter Bolt.

13)

Und das alles, der ganze Regenbogen mit seinem märchenhaften Juwelenschmuck, stammte gewiß ausschließlich aus den Kolonien und Dominions des vereinigten Königreiches. Ebenso wie der Goldregen, der diesen Himmelsschmuck durchsprühte. Der Kommandant wußte und fühlte das. Und weitgeöffnet tranken seine Augen den Reichtum Englands, wie er mit seinem Schiff in den Regenbogen hineinfuhr. Ein überwältigendes Gefühl der Dankbarkeit überkam ihn, und er wäre am liebsten in die Knie gesunken, um hier, auf der Kommandobrücke, jetzt, angesichts dieses wunderbaren Himmelszeichens, Gott dafür zu danken, daß er ihn als Engländer auf die Welt kommen ließ. Und von dieser Eingebung getragen, gab er plötzlich den Befehl, den Union-Jack zu hissen. Hinten an dem Kiel ging die Flagge hoch und flatterte im Wind und breitete ihre schützende Allmacht aus über das englische Schiff und die englischen Meere und die kostbare Ladung von australischen Goldbarren, die die „Hastings" jetzt in ihrem Innern nach dem englischen Mutterland trug. Nirgends war ein Schiff zu sehen. Weit und breit kein Segel. Die Leute von der „Hastings" verstanden es nicht, warum der Kommandant auf hoher See die Flagge hochgehen ließ. Der erste Offizier zuckte mit den Achseln. Er wußte: ältere Leute haben ihre Schrullen.

9.

Steve Parker fuhr mit seiner jungen Frau in die australische Nacht hinaus. Kein Stern glänzte auf dem Himmel, kein Mondlicht. Die Welt war in ein tiefes, undurchdringliches Dunkel gehüllt. Man mußte lange warten, bis irgendwo einmal ein Signallicht in der schwarzen Nacht aufblinkte, um dann wieder zu verschwinden.

Schläfrig rollte der Zug dahin, schläfrig saßen die Reisenden auf ihren Bänken. Die aufs höchste gespannte Erwartung, die tolle Laune des vergangenen Tages und das Bier hatten die Nerven der Leute schwer ermüdet. Die Fenster waren geschlossen. Das Atmen der Männer förderte ausgiebige Alkoholdünste in die schwüle Luft, in der sich der Rauch der verschiedensten Tabaksorten zu dicken Kräuseln zusammengeballt hatte. Die Oellampen an den Wagendecken blinzelten traurig, wie aus einem Nebel heraus.

Die Menschen, die früher alle so laut waren, sprachen jetzt kein Wort. Glückliche Ehemänner, die erst vor wenigen Stunden mit einer jungen Frau den Bund für das Leben geschlossen hatten, schnarchten in den Ecken oder gähnten beharrlich und hatten augenscheinlich die größte Mühe, sich des Schlafes zu erwehren. Auch Steve Parker sprach kein Wort. Aber er saß da, aufrecht, und hielt seine Frau am Arm. Er hatte diesen Arm keinen Augenblick losgegeben, seitdem er mit seinem Eheweib die „Hastings" verlassen hatte. Auch er sprach so gut wie gar nicht, sie aber hütete sich, neugierige Fragen an einen Mann zu stellen, von dem sie bloß das eine wußte, daß er ein ganzes Leben lang ihr Herr und Gebieter sein werde. Sein Aeußeres sagte ihr einstweilen nicht viel. Hinter diesem Gesicht, hinter diesem Blick konnte sich ebenso gut Böses wie Gutes verbergen. Sie begriff: die Würfel in ihrem Spiel waren schon gefallen, sie hielt ihre Karte schon in der Hand. Aber noch hatte sie sie nicht augedeckt. Sie wußte noch nicht, ob es ein Aß war oder eine Niete. Ob sie gewonnen oder verspielt hatte. Und sie war damit zufrieden, daß sich ihr die Karte noch nicht gezeigt hatte, wie der Spieler, der es liebt, das entscheidende Blatt nur langsam aufzudecken.

Sie starrte aus dem Wagenfenster hinaus. Der Tag begann allmählich zu dämmern. Aus dem fahlen, verschwommenen Morgenlicht trat ihr eine eintönige Landschaft entgegen.

Da erhob sich Steve Parker von seinem Sitz. Reckte sich in die Höhe, streckte die beiden Arme von sich, gähnte eins, rieb sich die Hände ineinander, zog sich an den Fingern und ließ alle zehn nacheinander laut knacken.

„Auf, Weib, mach dich zurecht! Fünf Minuten noch, und wir sind in Perth! Da müssen wir hinunter!"

Wortlos gehorchte die Frau, stand von ihrem Sitz auf und begann ihre Siebensachen zusammenzurichten. Der Mann hob ihr den schweren Koffer herunter und ein großes Bündel. Sie zog einen langen Mantel an und einen Hut. Nahm ihr Handtäschchen und ihren Schirm und sah aus wie eine Dame, wie eine richtige junge Londonerin, die ohne Aufwand, aber recht geschmackvoll gekleidet eben am Piccadilly Circus aus der Untergrundbahn auf die Straße gekommen war. Steve Parker aber hatte in seinem Aussehen, wie er neben seiner Frau dastand, durchaus nichts mit London oder England gemein.

Der Zug fuhr in den Bahnhof von Perth ein und hielt mit einem plötzlichen Ruck. Laut lärmend strömten die Menschen hinaus. Der Bahnhofsteig war voll von Neugierigen, Freunden und Angehörigen. Parker wartete, bis die anderen den Wagen verlassen hatten. Dann nahm er den Koffer. Seine Frau stand vor ihm, die Hände voll. Dennoch machte der Mann keine Miene, das Bündel aufzuheben. Er warf ihr einen Blick zu. Sie schaute ihn groß an.

„Nimm dein Bündel!" sagte er ihr und ging voraus. Sie schleppte das schwere Bündel aus dem Wagen, zerrte es die Stufen hinunter und kehrte zurück, um sich ihren Schirm zu holen. Ihr Mann wartete ruhig, bis sie fertig war, und sagte ihr dann:

„Jetzt bleibst du hier und paßt auf deine Sachen auf, bis ich zurück bin. Ich will fragen, wann wir weiterfahren können!"

Die junge Frau blieb allein mit ihrem Gepäck und ihren Gedanken. Die Karte, die sie gezogen hatte, lag noch immer nicht aufgedeckt vor ihr. Aber es schien ihr, als ob sie in einem flüchtigen Blick etwas von dem Rand der Karte erhascht hätte. Etwas, woraus man allenfalls nicht auf ein Aß schließen könne. Doch konnte sie sich ja täuschen. Hinter einer rauhen Hülle mag sich oft ein guter Kern verbergen. Nein, sie hat das Spiel noch nicht gewonnen, aber sie hat es auch noch nicht verloren!

Erst am Abend saßen sie wieder in einem Zug und fuhren weiter, in das wasserlose Land hinein, nach dem dürren Nordosten, wo das Gold, einer verwunschenen Prinzessin gleich, seit unzähligen Jahrtausenden unter dem salzigen Sand verborgen schläft und des heldenhaften Ritters harrt, der es zu neuem, sieghaftem Leben erwecken soll. Und Steve Parker sollte ja einer sein, den Schatz zu heben.

Es war empfindlich kühl geworden. Die beiden kramten alles hervor, was sie an Decken und Tüchern finden konnten. Aus dem Bündel der Frau kam ein Polster zum Vorschein. Sie richteten sich für die lange Nachtfahrt ein, so gut es ging. Beide waren sehr müde und fielen bald in einen tiefen Schlaf, aus dem sie erst am frühen Morgen erwachten, als der Zug in Southern-Croß hielt. Hier hieß Parker seine Frau aussteigen und führte sie in eines der „refreshment-places". Southern bestand dazumal überhaupt nur aus einem Stationsgebäude und einer größeren Anzahl von „refreshment-places".

(Fortsetzung folgt.)

Polnisch-Schlesien

Es kann ihnen nichts geschehen! . . .

* Die Restauration Konior in Bielitz, an der Schloßstraße, betraten am Montag dieser Woche 6 junge Burschen, die keinen besonders guten Eindruck erweckten. Nur wenige Gäste waren anwesend und die Frau des Restaurateurs. Die Burschen lärmten und krakeelten, niemand wagte etwas einzuwenden. Schließlich wurde es aber der Wirtin zu bunt und sie versuchte es mit einer schüchternen Ermahnung an die rabiate Gesellschaft. Da kam sie aber schön an. Ehe sie sich versah, fielen die Sechs über sie her. Einer würgte sie am Hals, zwei rissen sie mit aller Gewalt an den Füßen, die anderen schlugen auf sie ein und übergossen sie mit Bier. Barbarisch wurde die Frau mißhandelt, während die Gäste tatenlos zusahen. Als endlich sich einer ermannte, das Fenster aufriß und Alarm schlug, da ließen die Strolche von ihrem Opfer los und mit der Aeußerung: „Es sei zwecklos, uns nachzuforschen. Denn uns geschieht nichts, da wir Aufständische sind!“ — verließen sie das Lokal. Die Gastwirtsfrau wurde im besinnungslosen Zustande in ein Krankenhaus gebracht; ihr Zustand ist hoffnungslos. Sollte sie jedoch mit dem Leben davonkommen, so bleibt sie zeitlebens ein Krüppel.

Ob diese bestialische Tat Aufständische verübt haben, steht noch nicht ganz einwandfrei fest, aber die Aeußerung der Täter ist bezeichnend. „Wir sind Aufständische und deshalb wird uns nichts geschehen!“ Dieses Kapitel kennen wir zur Genüge, weil man ja auch bei uns in gewissen Kreisen so denkt. Eine Ehrung bedeutet eine solche Aeußerung für den Aufständischenverband jedenfalls nicht, charakterisiert ihn vielmehr in dem richtigen Lichte. Man denke nur an die Heldentaten älteren und jüngeren Datums seiner Mitglieder und ihre Beurteilung durch die „nichtdeutsche“ Oeffentlichkeit. Da darf man sich wirklich nicht wundern, wenn einige verkommene Individuen sich zu der Bemerkung „es passiert uns ja doch nichts, weil wir Aufständische sind,“ versteigen.

Der Ankauf eines Gewerbescheines

* Da die Ausfolgung der Handelspatente für das Jahr 1929 bereits begonnen hat, dürfte die Kenntnis der Art und Auslösung nicht schaden. Mit einer Erleichterung dürften in diesem Jahre die Kaufleute beim Auskauf der Patente nicht rechnen. Dagegen haben sich die Finanzbehörden entschlossen, um den Kaufleuten und Industriellen die Auslösung zu erleichtern, die Gebühren für die Patente nachsichtiger einzutreiben. Die Kaufmannsvereinigungen bemühen sich darum, daß die Auslösung ohne Anwendung von Verzugszinsen gestattet werde, und daß die Gebühr in zwei Raten entrichtet werden könne. Die Finanzbeamten erklären, daß in diesem Jahre mit solchen Erleichterungen nicht gerechnet werden könne, da das Finanzministerium keine Erleichterungen vorgesehen hat. Die Patente können ohne Verzugszinsen bis zum 14. Januar ausgekauft werden, jedoch mit der Einschränkung, daß die Geschäfte vom 2. Januar ab bis zur Auslösung des Patentes geschlossen werden. Erst nach dem 14. Januar werden Verzugszinsen in Höhe von 2 Prozent erhoben. Schwierigkeiten entstehen bei den sogenannten „Sammelpatenten“. Die Finanzbehörden verweigern oft die Ausfolgung dieser Patente. Doch ist diese Weigerung unberechtigt, da das Gesetz solche Patente nicht verbietet. Im Gegenteil hat der Finanzminister in diesem Jahre ein Rundschreiben herausgegeben, in dem die Genehmigung für solche Patente erteilt wird. Das Rundschreiben besagt ferner, daß, wenn auf dem Patent mehrere Besitzer angeführt seien, jeder von ihnen das Recht auf Warenverkauf hat. Jedoch kann ein solches Patent nicht für alle Waren ausgefolgt werden. Besitzer derartiger Patente dürfen kein offenes Geschäft besitzen, in dem der Verkauf der Waren vonstatten geht. Doch dürfen sie Lager zum Sortieren der Waren unterhalten. Bei einem Umsatz von 500 000 Zloty muß ein Patent 1. Kategorie gelöst werden, bei 100 000 bis 500 000 Zloty 2. Kategorie, bei 20 000 bis 100 000 Zloty 3. Kategorie und bis 20 000 Zloty 4. Kategorie. Besitzer eines Patentes 4. Kategorie darf am Wohnort nur ein Lager besitzen, 3. Kategorie 2 Lager, 2. Kategorie 5 Lager und 1. Kategorie eine unbeschränkte Anzahl. In einem Rundschreiben hat das Finanzministerium die Genehmigung erteilt, daß ein Kaufmann, der ein Patent 3. Kategorie besitzt, 5 Prozent Luxuswaren auf Lager führen darf, doch ist hierzu eine besondere Genehmigung erforderlich.

2. Ausstellung schlesischer Künstler

Die diesjährige Ausstellung umfaßt Werke heimischer und deutsch-oberschlesischer Künstler. Dann aber auch eine Kollektivausstellung des Künstlerbundes Schlesien. Den Motiven nach sind vertreten Landschaft, Industrie, Porträt, Stilleben, Volktypen. Innerhalb der Graphik finden sich Radierungen, Lithographie, Holzschnitte, Scherenschnitte. Das erstemal sind Architekturentwürfe zu sehen. Die Ausstellung ist vom 2.—15. Dezember geöffnet und befindet sich in den Räumen der Bücherei für Kunst und Wissenschaft, Schulstraße (Szkolna) 5. Oeffnungszeiten von 8—12 Uhr vorm. und 2—8 Uhr nachm. Eintrittspreise für Erwachsene 1 Zloty, für Schüler 0.50 Zloty.

Die Gültigkeit der Verkehrskarten

Fristablauf am 31. Dezember.

Wie bereits mitgeteilt worden ist, wird die Gültigkeit der für das Jahr 1928 ausgegebenen Verkehrskarten für 1929 durch Abstempelung verlängert. Mit Ablauf des 31. Dezember 1928 verlieren die bisher mit dem Zahlenstempel für 1929 nicht abgestempelten Verkehrskarten ihre Gültigkeit. Trotz wiederholter Hinweise hat ein großer Teil der Verkehrskarteninhaber hiervon bisher keinen Gebrauch gemacht.

Die säumigen Verkehrskarteninhaber werden nochmals auf die Notwendigkeit der Abstempelung ihrer Verkehrskarte hingewiesen, wenn die Verlängerung für das Jahr 1929 gewünscht wird. Die Verlängerungsanträge müssen unverzüglich in den zuständigen Polizeirevieren oder Revierzweigstellen zur Abstempelung vorgelegt werden. Für die Zeit dieses Abstempelungsverfahrens werden den Antragstellern Zwischenausweise gebührenfrei erteilt. Die Verlängerungsgebühr beträgt nach wie vor 2 Zloty. Es wird ferner darauf aufmerksam gemacht, daß nach Ablauf dieser Frist mit einer Verlängerung von etwa nicht vorgelegten Verkehrskarten nicht mehr zu rechnen ist.

Warum so zurückhaltend?

Das Los der Minderheiten in Deutsch- und Polnisch-Oberschlesien

Die „Polska Zachodnia“ hat seit einigen Tagen die Sprache verloren, die Direktiven klappen nicht, sie hat noch keinen ellenlangen Artikel fabriziert, der mit aller Klarheit nachweisen wird, daß die preußische Verordnung bezüglich der polnischen Minderheitsschule im Reich eigentlich nur Bluff sind. Die Regie klappt nicht in der Redaktion, man wartet ab, bis man so von Freunden Andeutungen bekommt, wie man's fertig bringt, zu beweisen, daß die Preußen die polnischen Minderheiten nur hinters Licht führen wollen. Um wenigstens etwas zu sagen, bringt sie heute einen Vergleich, natürlich mit Zahlen belegt, der beweisen soll, wie es eigentlich die polnischen Minderheiten in Deutsch-Oberschlesien schlecht haben. Und sie kommt zu folgendem Resultat: in Polnisch-Oberschlesien gibt es 90 deutsche Minderheitsschulen mit etwa 20 378 Schülern und dazu noch 9 höhere Minderheitsschulen mit 2 864 Schülern, wobei sie verschweigt, wie viel Deutsche es eigentlich noch hier gibt. Aber jenseits der Grenze da haben die 500 000 Polen nur 18 Minderheitsschulen und insgesamt nur 425 Schüler. Und nun sehe man sich alles etwas deutlicher an, wie herrlich haben es da die Deutschen in Polnisch-Oberschlesien! Die polnische Minderheit aber in Deutschland, sie hat nur 18 Schulen. Dies sollte doch gerade die „Polska Zachodnia“ belehren, daß dies ein Beweis ist, daß die polnische Minderheit mit ihrem Los zufrieden ist und sogar ihre Kinder der deutschen Erziehung anvertraut, die polnische Kultur aber pflegt und auch die Sprache, ohne soviel Terror ausstehen zu müssen, wie dies hier der Fall ist. Die ollen Kamellen von der Unterdrückung ziehen nicht mehr, denn wir haben gesehen, daß sich die polnische Minderheit zu wehren weiß. Wenn zum Beispiel ein Pole am Fahrkartenschalter nicht in polnischer Sprache bedient wird, so gibt es einen Völkerbundprotest und wenn ein deutscher Gastwirt den Saal für polnische Veranstaltungen nicht gibt, wird ein Protest gegen die deutschen Behörden bei Calonder erhoben, und wäre mehr davon, so könnten wir eben mehr zu hören bekommen, wie dies im Roßberger Fall die Tatsache war. Damit wollen wir nicht sagen, daß die Lage der polnischen Minderheit glänzend ist. Aber an den hiesigen Verhältnissen gemessen, können sie jedenfalls zufrieden sein. Und was hat hier die deutsche Minderheit auszustehen? Wären nicht die Schulnachprüfungen, die Arbeiterentlassungen und andere Schikanen mehr vom Westmarkenverein und seinen Hintermännern, die deutsche Minderheit müßte nicht 20, sondern 45 000 Schüler, nicht 90, sondern 165 Minderheitsschulen besitzen. In Deutsch-Oberschlesien kommt auf etwa 25 Schüler eine Minderheitsschule und in Polen auf 228 Schüler eine Minderheitsschule. Würden die deutschen Behörden so rigoros vorgehen, Schulen schließen, wenn die Zahl 40 nicht erreicht ist, so würden wohl kaum mehr als 5 polnische Schulen in Deutsch-Oberschlesien Bestand haben, aber bei uns schließt man Schulen, selbst wenn 38 Schüler noch vorhanden sind. Aber darüber wollen wir nicht rechten. Wir wollten nur den Gegensatz feststellen, weil die „Polska Zachodnia“ wieder etwas unterschieben will, was nicht zutreffend ist. Wir unterstreichen nur, daß wir uns als deutsche Minderheit glücklich fühlen würden, wenn wir solche Rechte in Polen besitzen möchten, wie sie die polnische Minderheit jenseits der Grenze besitzt, dann würden wir gern die kleinlichen Schikanen ertragen, die hier und da noch vorkommen mögen, wenn wir sie auch auf das Entschiedenste verurteilen.

Aber der Zweck heiligt die Mittel, weil die „Polska Zachodnia“ nicht weiß, wie sie gegen die preußische Minderheitsschulverordnung argumentieren soll, um zu beweisen, daß sie schlecht ist oder der polnischen Minderheit nichts bringt, wartet sie mit Zahlen auf, die gerade das Gegenteil dessen beweisen, wozu sie bestimmt sind. Wenn es der polnischen Minderheit jenseits der Grenze so schlecht gehen würde wie uns in Polnisch-Oberschlesien, dann würde man mit dem kleinsten Dreck tagelang die Spalten der chauvinistischen polnischen Presse füllen, man würde sogar Demonstrationen des Westmarkenvereins veranstalten, wie wir das sonst gewohnt sind. Schweigen wäre für die „Polska Zachodnia“ weit besser gewesen. Schließlich, wenn die polnische Minderheit nicht mehr Schulen fordert, so ist dies nur ein Beweis, daß sie die Mehrheitsschule mehr schätzt als eine kommende Minderheitsschule und ist auch ein Beweis dafür, daß sie nicht so verblödet ist, wie manche Patrioten, weil sie selbst zur eigenen Muttersprache und Kultur Vertrauen hat, als ihr dies die Patrioten jenseits der Grenze zutrauen. Kann uns die „Polska Zachodnia“ einen einzigen Fall nennen, wo deutsche Behörden die Erklärung der Erziehungsberechtigten nachgeprüft haben? Und diese Nachprüfungen sind es, die der deutschen Minderheit in Polen es unmöglich machen, zahlenmäßig so in Erscheinung zu treten, wie dies ihrem Kräfteverhältnis entspricht. Auf die anderen Mittel, wie man aus Deutschen Polen macht, wollen wir heute nicht diskutieren. —ll.

Das polnische Minderheitsschulwesen in Deutsch-Oberschlesien

Mit Rücksicht auf die von der Preußischen Staatsregierung geplante Neuregelung des polnischen Minderheitsschulwesens, die übrigens nicht im Bereich der Genfer Konvention gelten soll, dürfte der gegenwärtige Stand des polnischen Minderheitsschulwesens in Deutsch-Oberschlesien von besonderem Interesse sein.

Seit Inkrafttreten der Genfer Konvention sind im Regierungsbezirk Oppeln 55 polnische Minderheitsschulen errichtet worden. Zu Anfang dieses Schuljahres waren davon noch 31 im Betrieb, zwei sind im Laufe des Schuljahres mangels Kinder geschlossen worden, so daß gegenwärtig noch 29 polnische Minderheitsschulen mit ordnungsgemäßem Schulbetrieb vorhanden sind. Diese 29 polnischen Minderheitsschulen werden besucht von rund 500 Kindern.

Von den 31 zu Beginn dieses Schuljahres vorhandenen polnischen Minderheitsschulen waren neun im Landkreise Oppeln, sieben im Landkreis Tost-Gleiwitz, je fünf im Landkreis Beuthen und Ratibor, zwei im Landkreis Groß-Strehlitz, je eine im Landkreis Rosenberg, im Landkreis Cosel und im Stadtkreis Hindenburg vorhanden.

Von den gegenwärtig bestehenden 29 polnischen Minderheitsschulen hat nur eine einzige über 40 Schüler, es ist dies die polnische Minderheitsschule in Mikultschütz, die augenblicklich 68 Kinder zählt. Bemerkenswert ist dabei, daß diese Schule bei ihrer Eröffnung 226 Kinder zählte.

Von den gegenwärtig bestehenden Minderheitsschulen haben acht Schülerzahlen von 20 bis 40. Darunter sind sechs Schulen, die schon über drei Jahre lang eine Schülerzahl unter 40 aufweisen, so daß sie eigentlich nach den Bestimmungen der Genfer Konvention hätten geschlossen werden können.

Die verbleibenden 20 Minderheitsschulen, von den jetzt noch bestehenden 29 haben alle Schülerzahlen unter 20, und zwar schon mindestens ein Jahr lang. Auch diese Minderheitsschulen hätten nach den Regeln der Genfer Konvention geschlossen werden können. Sowohl aber bei diesen 20 Schulen, als auch bei den bereits obengenannten sechs hat die preußische Regierung liberalerweise verzichtet, von ihrem Schließungsrecht Gebrauch zu machen und sich damit in Gegensatz zu den polnischen Behörden jenseits der Grenze gestellt, die nicht nur restlos von den Rechten zur Schließung von Minderheitsschulen Gebrauch gemacht haben, sondern auch Schulen geschlossen haben, bei denen eine Rechtsbegründung für eine Schließung nicht vorlag.

Wenn man sich streng an die Bestimmungen des Genfer Abkommens halten wollte, so hätten in Deutsch-Oberschlesien eigentlich nur drei polnische Minderheitsschulen Existenzberechtigung. Es sind dies die Minderheitsschulen in Mikultschütz mit einer gegenwärtigen Schülerzahl von 68, ferner in Kostelitz im Kreise Rosenberg mit einer Schülerzahl von 36 und in Hindenburg-Zaborze mit einer Schülerzahl von 31.

Wie man aus dieser Uebersicht ersieht, hat die preußische Regierung die polnische Minderheit in Deutsch-Oberschlesien mit größter Loyalität behandelt und nicht nur den Genfer Vertrag voll und ganz erfüllt, sondern darüber hinaus in liberalster Weise das polnische Minderheitsschulwesen gefördert. Leider ist dieses überaus loyale Verhalten Preußens jenseits der Grenzen ohne Gegenwirkungen geblieben. In Ostoberschlesien wird nach wie vor der Kampf gegen das deutsche Minderheitsschulwesen in unverminderter Schärfe fortgeführt.

Anmeldung für die Posener Ausstellung

Die Handwerkskammer in Kattowitz weist alle diejenigen Handwerksmeister, welche sich mit ihren Erzeugnissen an der Posener Landesausstellung beteiligen wollen, darauf hin, entsprechende Mitteilungen in der Zeit vom 1. bis 8. Dezember d. J. an die Kammer ergehen zu lassen. Die Unterkunftsräume für die Exponate der schlesischen Handwerker sind in einem besonderen Pavillon vorgesehen. Pro Quadratmeter soll ein Standgeld von 60 Zloty erhoben werden. Auf Anforderung werden für die Aussteller Flächen in einem größeren Ausmaß vorgesehen. Die Landesausstellung in Posen wird im nächstfolgenden Jahre in der Zeit vom 1. Mai bis 31. August abgehalten.

Not verleitete sie zum Schmuggel

* Vor einiger Zeit ist die Zollbehörde einem großangelegten Seidenwarenschmuggel auf die Spur gekommen und es gelang ihr auch, ihn vollends aufzuklären. In der Hauptsache wurden seidene Strümpfe von Deutschoberschlesien rübergeschleppt von in — sehr bedürftigen Verhältnissen lebenden Frauen. Diese Frauen arbeiteten aber nicht für eigene Rechnung, sondern für die vielen wohlhabenden Kaufleute. Bei jedem Schmuggelgang, den sie ausführten, natürlich mit Erfolg, erhielten sie 15 Zloty. Das Geschäft blühte vorzüglich, denn die schmuggelnden Frauen steckten mit einer Zollbeamtin unter einer Decke. Die Frauen verdienten ein schönes Stück Geld für ihre Verhältnisse, die Kaufleute aber machten ein blendendes Geschäft. Nun ist Schluß damit, nur die betreffenden Frauen, wie auch die Kaufleute, werden in nicht allzulanger Zeit vor dem Strafrichter erscheinen und damit rechnen müssen, daß sie mit empfindlichen Strafen belegt werden. Die Kaufleute werden das schon ertragen können, aber nicht diejenigen, die für sie um einige Zloty gegen das Gesetz verstießen. Ob diesen Opfern einer profitgierigen Kaufmannschaft und vor allem den einer unzureichenden sozialen Gesetzgebung jetzt jemand helfen wird? Kaum!

Kattowitz und Umgebung

Am frühen Morgen . . .

* Jeden Morgen, so früh als möglich, bevor die Straße eigentlich erwacht, bevor auf den Bürgersteigen die Arbeitsprozession beginnt, läuft eine Frau an den Häusern hin, schaut zu Boden, späht zur Straße, auch hinüber zum anderen Bürgersteig, patrouilliert also in gewissem Zickzack bis zur nächsten Kreuzung und und geht nach rechts weiter; hält immerfort kurz inne und bückt sich etwas. In der rechten Hand hat sie ein Schäufelchen, am linken Arm trägt sie einen Eimer. Sie sammelt Unrat der Hunde.

Ich sah auch Kinder bei dieser Arbeit. Ganze Familien sind darauf spezialisiert; der Nachwuchs benützt die Stunden vor Schulbeginn. Das Produkt hat gewisse chemische Eigenschaften, die in der Ledergerberei eine Rolle spielen. Man beizt das Leder damit. Einzelne Fabriken benützen allerdings schon künstliche Mittel hierfür. Ob dieses, ob das andere besser ist,

weiß ich nicht. Der Bedarf an natürlichem Produkt ist immerhin Anlaß zu öffentlicher Reinlichkeit.

*

Leider erlebte ich eines Morgens, daß sogar dieses ärmste Gewerbe Konkurrenzkampf erzeugt. Jener Frau kommt ein älterer Mann in die Quere, der auch mit einem Schäufelchen und einem Eimer hantiert, auf demselben Weg, nur etwas früher. Die Frau aber holt ihn ein, unter meinem Fenster. Endlich hat sie den Kerl erwischt, der ihr seit Wochen das beste Revier vor der Nase absammelt. Wütend schreit sie und hebt die Schaufel. „So'n elendiger Hund, stiehlt einem das tägliche Brot weg!"

Der Ertappte hält ihr stand, indem er fürchterlich flucht. Sie geraten fast aneinander. Es scheint, als versuche die Frau sich anzueignen, was der andere bereits erarbeitet hat. Aber der Mann befreit sich mit starken Worten, er möchte das Feld räumen. Soll sie ihn ziehen lassen? Gibt es keine Möglichkeit der Entscheidung zwischen ihr und diesem da, kein Gewicht für ihr Recht?

Da kommt die Erleuchtung. Die Frau stellt den Gegner noch einmal, hält sich schüttelnd fest an seinem Aermel: „Du, Alter, sag's doch heraus, du gehst stempeln, du hast Unterstützung?"

Der Mann steht still und schaut sie an. Nein, nun schimpft er nicht, er weiß keine Antwort. Erwerbslose, die Unterstützung beziehen, müssen jeden, auch den kleinsten Verdienst, angeben. Wer heimliche Einkünfte hat und erwischt wird, verliert sein Anrecht auf die wöchentlichen Zahlungen.

Auf der Straße unten steht Not gegen Not, jede hält einen übelriechenden Eimer. Die Minute des Schweigens ist grausam. Endlich prasselt die Anklage auf das Opfer: „Ich kenne dich jetzt, du Lump, und ich zeige dich an!"

Der Mann entfernt sich ohne Rechtfertigung. Er hätte vielleicht eine Versöhnung anbahnen sollen; der Frau ein gutes Wort geben und ein sicheres Versprechen. Er kann es nicht, er kann nur handeln, sich trollen. Und noch etwas: er tut das Schäufelchen in den Eimer; Betrieb eingestellt.

Sie steht da und schaut ihm nach. Sie hat ihr Monopol zurückerobert. Wird sie den Mann beim Arbeitsamt anzeigen? Nein, ich glaube es nicht.

Spenden für die Weihnachtseinbescherung der Armen. Auch in diesem Jahre beabsichtigt der Magistrat in Kattowitz besonders bedürftigen Personen durch eine Weihnachtsgabe eine Freude zu bereiten. Bedacht werden sollen vor allem solche Arme, die von keiner Seite eine Hilfe erhalten und sich darum in besonders großer Notlage befinden. Die für diesen Zweck notwendigen Mittel sind sehr beschränkt, da dem Magistrat ja ohnehin die laufende Armenfürsorge obliegt. Demzufolge sieht sich das städtische Armenamt beim Magistrat in Kattowitz veranlaßt, sich mit der Bitte um freiwillige Gaben an die Bürgerschaft von Kattowitz zu wenden. Jede, auch die kleinste Geldspende wird gern und freudig entgegengenommen. Des weiteren wird gebeten, Naturalien für die Weihnachtseinbescherung solcher Armen zur Verfügung zu stellen. Alle Spenden in Naturalien mögen die freundlichen Geber beim Oddzial dla Ubogich (Armenamt) beim Magistrat in Kattowitz, ulica Mlynska 4 abgeben, Geldspenden dagegen wiederum bei der Glowna Kasa Miejska (städtische Hauptkasse) auf der ulica Pocztowa 7, einzahlen.

Kreisausschußsitzung. Auf der letzten Kreisausschußsitzung in Kattowitz wurden weitere Kredite gewährt, welche in einer Gesamtsumme von 290 047,41 Zloty zur Verteilung gelangen sollen. Beraten wurde ferner über verschiedene interne Angelegenheiten.

Vollversammlung bei der Handwerkskammer. Am Mittwoch, den 5. Dezember d. J., um 12 Uhr vormittags, wird in den Räumen der Handwerkskammer in Kattowitz eine Vollversammlung des kommissarischen Beirats abgehalten. Auf der Tagesordnung stehen wesentliche Angelegenheiten zur Beratung, u. a. das Budget für das Geschäftsjahr 1929, die Finanzierung der Handwerkskammer, Beratungen über Steuer- und Fortbildungsschulfragen, die Einführung der vierjährigen Lehrzeit im Fleischergewerbe usw.

Wochenspielplan des Deutschen Theaters. Am Montag, den 3. Dezember findet nachmittags 4½ Uhr eine Kindervorstellung „Der Froschkönig", statt und am Abend um 8 Uhr der „Heitere Abend" von Professor Marcell Salzer. Montag den 10. Dezember gelangt das Lustspiel „Arm wie eine Kirchenmaus" (Abonnementsvorstellung und freier Kartenverkauf) zur Aufführung.

Erstes Konzert des Philharmonischen Orchesters. Das neugegründete Kattowitzer Orchester gibt am Donnerstag, den 13. Dezember in der Reichshalle sein erstes Konzert mit Werken von Chopin, Beethoven, Mozart und Haydn. Der Vorverkauf beginnt zu volkstümlichen Preisen am Dienstag in den Buchhandlungen der Kattowitzer Verlags-A.-G., von Hirsch und Fischer. Inaktive Mitglieder, die das gemeinnützige Werk unterstützen wollen, mögen sich bei den beiden Vorsitzenden, Studienrat Birkner, ul. Kosciuszki, und Finanzdirektor Dr. Bobr, ul. Reymonta 4, oder bei einem andern Vorstandsmitglied melden. — Proben sind Montag und Freitag.

Volkshochschule. Neubeginn des englischen Kursus. Am Dienstag um 7 und 8 Uhr beginnt im Lyzeum ein neuer englischer Kursus bei Lektion 7 des Lehrbuches. Neueintretenden mit Anfangskenntnissen können sich dazu noch beim Beginn der Kurse melden.

Wieder ein Schmuggelprozeß. Ueber die Zollgrenze bei Lublinitz schafften die Händler Josef Koloczyk und Bronislaus Strojek aus Sosnowice 9 Kilo deutsche Rauchwaren. Die Beiden hatten sich nunmehr vor der Zollstrafkammer in Kattowitz zu verantworten. Das Gericht verurteilte die Schmuggler, welche sich auf Ausreden verlegten, zu einer Geldstrafe von je 1500 Zloty. Die konfiszierten Waren werden nicht mehr freigegeben.

Hinter verschlossenen Türen. Am Freitag hatte sich vor dem Landgericht in Kattowitz der Gärtnergehilfe Richard G. aus Altdorf zu verantworten, welcher sich im Jahre 1926 an einem 17jährigen Mädchen, das bei dem Vater des Angeklagten beschäftigt wurde, verging, wobei er Gewalt anwendete. Das Urteil lautete auf 1 Jahr Gefängnis. Die Hälfte der Strafe fällt unter Amnestie, für die Reststrafe dagegen wurde eine Bewährungsfrist für die Zeitdauer von 5 Jahren bewilligt.

Helfer der Gegner!

Es vergeht wohl kaum ein Monat, wo nicht immer wieder auf die Bedeutung der Arbeiterpresse hingewiesen wird. Aber allen Ermahnungen zum Trotz wollen die arbeitenden Massen nicht erkennen, **daß ihr schlimmster Feind die sogenannte neutrale Presse ist, wie die bürgerliche Presse überhaupt.** Der Arbeiter, besonders derjenige, der sich bereits zur Freien Gewerkschaft oder gar als Parteimitglied durchgerungen hat, muß wissen, daß die bürgerliche Presse **das stärkste Bollwerk ist, gegen welches er anzukämpfen hat.** Der Gegensatz zwischen der bürgerlichen und der Arbeiterpresse ist kein anderer, als der zwischen Arbeiter und Arbeitgeber. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß sich die bürgerliche Presse zeitweilig sehr arbeiterfreundlich gebärdet und auch für sozialistische Forderungen eintritt. Ihr Grundsatz ist aber trotz alledem die Aufrechterhaltung der heutigen Weltordnung und der Kampf gegen die angebliche Begehrlichkeit der breiten Volksschichten. Die bürgerliche Presse versteht ihr Antlitz so zu zeigen, als wenn sie gerade ein sehr großes Empfinden für die Sache des breiten Volkes hätte, aber im Grunde tut sie dies nur um der lieben Abonnenten wegen, sie will sie dahin belehren, daß der heutige Gesellschaftszustand eigentlich gut ist, man braucht ihn nur hier und da ein wenig zu bessern und zu ändern, dann wird es sowohl dem Arbeiter gut gehen und er wird nach dieser Annahme auch mit dem Arbeitgeber auskommen und zufrieden sein. Man träumt noch immer von einem Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit und verweist von Zeit zu Zeit darauf, daß es doch immer Arme und Reiche gegeben hat und daß an diesem Zustand grundsätzlich etwas zu ändern, ein nutzloses Beginnen sei. Gewiß gönnt man den breiten Volksschichten auch ein gutes Auskommen, damit sie konsumfähig sind, **aber die heutige göttliche Weltordnung will Sklaven und Herren,** darum müssen die Besitzlosen den Besitzenden untertan sein.

Die bürgerliche Presse steht im Dienste des Kapitals, wird zum größten Teil auch von ihm in den verschiedensten Firmen ausgehalten. Sei es durch Inserate, sei es durch Zuweisung von Aufträgen oder auch durch finanzielle Unterstützung direkt. Deswegen ist sie auch oft gegen ihren Willen gezwungen, unsere Zeitverhältnisse als geordnete zu bezeichnen, dem Arbeiter insbesondere vorzuerzählen, daß er sich doch mit seinem Los abzufinden habe, denn unter den heutigen schweren Wirtschaftskrisen habe ja auch der Besitzende zu leiden, ja, es gehe den Kapitalisten überhaupt sehr schlecht, denn sie müssen nicht nur für sich, sondern auch noch für ihre Arbeiter sorgen. Es ist verständlich, daß der Leser, der tagein tagaus diese Dinge vorgesetzt bekommt, schließlich auch daran glaubt. Man zeigt ihm nie die Zusammenhänge, die Kapital und Arbeit auseinandertreiben, sondern belehrt ihn, daß es einfach so sein muß. Die bürgerliche Presse tut auch oft zu überfreundlich mit den Arbeitern, und das besonders zu Wahlzeiten; dann leistet sie sich sogar Stücke, die dem radikalsten Kommunisten alle Ehre machen würden. Aber nach den Wahlen da vergißt sie recht schnell ihre Wünsche und Forderung, dann heißt es weiter mutig gestritten für die heutige Weltordnung. Und darin unterscheidet sich die polnische bürgerliche Presse in nichts von der deutschen, es sei denn, daß sie zeitweilig einige Wünsche an die Regierung hat, dann wird sie ein wenig ausfällig aber nur gegen den Kurs, das kapitalistische System wird verteidigt, ist der einzige demokratische Zustand, unter dem sie die Arbeiter befreien wollen. Und wenn sie hin und wieder mit den Wünschen der breiten Massen eines Sinnes sind, so nicht, weil sie den Arbeiter als gleichberechtigt ansehen und auch in Zukunft ansehen wollen, sondern weil es gerade so in ihr politisches Spiel paßt. Das sollten die Leser der bürgerlichen Presse bedenken. Diese bürgerliche Presse lebt ja überhaupt nur davon, daß sie von den breiten Schichten der Arbeiterschaft unterstützt wird und dadurch **erzieht der Arbeiter seine eigenen Gegner und erhält ihre Position aufrecht.**

Der Gewerkschaftler, der sozialistische Arbeiter, aber muß wissen, daß der Kampf ohne eine starke Presse, die ihn täglich aufklärt und ihm das Wissen vermittelt, welches er zu seinem Befreiungskampf braucht, nicht möglich ist. Die Versammlungen und Gewerkschaftsblätter reichen hierzu nicht aus. Darum muß er dafür sorgen, daß die bürgerliche Presse aus den Arbeiterfamilien verschwindet, er muß seine Freunde und Nachbarn aufklären, daß sie Leser der Arbeiterpresse werden müssen. Uns sind die Mängel wohl bekannt, die den Unterschied zwischen der bürgerlichen und der sozialistischen Presse hervorheben. Aber die Arbeiterpresse kann noch weit besser ausgebaut werden, wenn sie die Arbeiterschaft so unterstützt, wie sie dies mit der bürgerlichen Presse tut. Ein jeder neue Leser der Arbeiterpresse ist ein neuer Mitkämpfer um die Sache der Arbeiterschaft, und darum ist es heilige Pflicht aller Genossen und Gewerkschaftler, für die Arbeiterpresse, für den

„Volkswille"

zu werben. —ll.

Königshütte und Umgebung

Wie steht es mit der Kohlenbelieferung?

Rauh und feucht hat die Witterung eingesetzt und ein großer Teil unserer Bevölkerung, die Arbeitslosen, Witwen und Waisen besitzen nicht ein Stückchen Kohle, um sich zu erwärmen. Erkältungskrankheiten aller Art, sind die Folgen, weil sich unsere Behörden noch nicht entschlossen haben, die Kohlenverteilung anzuordnen. Wie ein Hohn klingt es, wenn im Walde der Kohlen heute es noch Menschen gibt, die unverschuldet frieren müssen, während anderweitig Kohlen auf den Halden liegen und zu Staub werden, anstatt sie unter die Armen und Bedürftigen zu verteilen. Vielleicht begründet man auch dieses mit der so oft im Munde geführten göttlichen Weltordnung. Hoffentlich genügen die paar Zeilen, um das bis heute Unterlassene schnellstens nachzuholen, solange noch kein strenger Frost und Schnee eingesetzt hat. Oder will man etwa bis zum Frühlingsanfang mit der Belieferung der wenigen Zentner Kohle warten?

Verteilung der Weihnachtsunterstützung. Die in der letzten Stadtverordnetensitzung für die Arbeitslosen, Ortsarmen, Invaliden, Witwen und Waisen als außergewöhnliche Beihilfe bewilligten 100 000 Zloty werden eine Woche vor den Weihnachtsfeiertagen zur Auszahlung gebracht. Die Höhe der Sätze ist noch unbestimmt, weil die in Frage kommenden Personen nicht alle erfaßt bezw. durch die Bezirksvorsteher und Armenpfleger angegeben worden sind. Jedoch steht es fest, daß die vorigen Sätze in derselben Höhe ausgezahlt werden können. Es ist nicht ausgeschlossen, daß auf Grund der Verminderung der Arbeitslosenzahl die Unterstützung eine Erhöhung erfahren wird. Die Auszahlungstermine werden noch bekanntgegeben.

Anderswo denkt man über Weihnachtsbeihilfen nicht so wie bei uns. Die Gemeindevertreter von Lipine bewilligten für die Arbeitslosen und Ortsarmen als Weihnachtsbeihilfe einen Betrag von 16 000 Zloty, während die Bewilligung eines 13. Gehalts, das eine Staffelung von 100 und 50 Prozent vorsah, mit großer Mehrheit abgelehnt wurde. Dagegen wurde ein Antrag angenommen, allen Gemeindearbeitern und Angestellten bis zur Gehaltsgrenze von 200 Zloty (!) 50 Prozent des Gehaltes auszuzahlen.

Lichtpreis für den Monat Dezember. Der elektrische Lichtpreis ohne Zähler beträgt gegenwärtig für eine Kilowattstunde bei Verwendung einer Metallfadenlampe von 150 Volt 60 Gr. Das ergibt: 1 Lichtstärke 20 Watt, 25 Lichtstärken 30 Watt, 32 Lichtstärken 40 Watt, 50 Lichtstärken 60 Watt, 75 Lichtstärken 100 Watt. Demnach kostet eine Stunde 0,012, 0,018, 0,024, 0,036, 0,045, 0,06 Zloty. Es sind im Monat Dezember für 250 Stunden zu zahlen: 3, 4,50, 6, 9, 11 und 15 Zloty. In diesen Preisen ist die Amortisation, Verzinsung und Bezahlung für Reparaturen nicht enthalten.

* **Buzentum.** In den Abendstunden begegnet man häufig an verschiedenen Stellen des südlichen und nördlichen Stadtteiles höchst fragwürdigen Gestalten, denen man am liebsten ausweicht. Denn mit Sicherheit kann man annehmen, daß sie einen belästigen, anpöbeln und das mit Kraftausdrücken, die in keinem Lexikon stehen. Dabei bleibt es mitunter nicht, denn die Herrschaften scheuen auch vor Handgreiflichkeiten nicht, wie uns wiederholt berichtet wird. Am tollsten treiben sie es aber auf der Kattowitzerstraße. Dort scheint ihr Sammelpunkt zu sein und auch der für allerlei Dämchen, die den Burschen treue Gesellschaft leisten. Die Polizei kann nicht überall sein, aber notwendig wäre es, wenn sie in den späten Abendstunden der Kattowitzerstraße vom Ring aus mehr Aufmerksamkeit zuwenden wollte. Bestimmt würde dann das Gesindel nicht so dreist auftreten. Auch auf dem Bahnhofe, natürlich nachts, findet man Idylle, die keineswegs poetisch sind. Auch hier müßte energisch Porzondek gemacht werden, denn schließlich ist der Bahnhof nicht ein Unterkunftsraum für betrunkene und lärmende Nachtschwärmer. Jetzt, wo die Reisenden sich nicht mehr draußen aufhalten können, empfindet man das doppelt unangenehm. Umsomehr, als mitunter in den Wartesälen nicht ein einziger Platz frei ist, weil überall sich die Nachtschwärmer breit machen. Hoffentlich hört das alles bald auf, die Mittel dazu hat unsere Polizei in der Hand.

Vom städtischen Krankenhaus. Vom 1. Dezember ab erfährt die bisherige Besuchszeit dahingehend eine Aenderung, daß der Besuch der Kranken nur am Mittwoch und Sonntag in der Zeit von 3—5 Uhr nachmittags gestattet ist. Bei besonders schweren Erkrankungen kann der Arzt in Ausnahmefällen einen öfteren Besuch erlauben.

Straßensperre an den Markttagen. Nach einer Anordnung der Polizeidirektion bleibt die ulica Kralusa (Schlachthofstraße) aus Sicherheitsgründen an den beiden Markttagen in der Zeit von 5—15 Uhr für den Wagenverkehr gesperrt. Eine Ausnahme bildet nur die Zufahrt nach dem städtischen Schlachthof und dem Marktplatz selbst. Uebertretungen werden zur Anzeige gebracht und bestraft.

Aus dem Fundbüro. An der Theaterkasse im Hotel „Graf Reden" ist ein Geldbetrag gefunden worden, ferner in der Markthalle ein Schlüssel. Genannte Fundgegenstände können in der Polizeidirektion, Zimmer 14, von den Eigentümern während den Dienststunden in Empfang genommen werden.

Radfahren verboten. Die Hüttenverwaltung Königshütte macht bekannt, daß das Radfahren, um Unglücksfälle zu vermeiden, auf dem Hüttengelände verboten ist. Somit dürfen Fahrräder, die zur Arbeitsstelle benutzt werden, in der Hütte nur mitgeführt werden.

Siemianowitz

* **Der gestohlene Lohnbeutel.** Bei der Beamtenauszahlung auf der Maxgrube wurde ein Lohnbeutel mit 547,50 Zloty, auf den Namen Paul Sterlich aus Michalkowitz, gestohlen. Eine polizeiliche Untersuchung über den Diebstahl ist eingeleitet worden, doch ob es gelingen wird, den Spitzbuben zu ermitteln, ist eine zweite Frage.

Myslowitz

Das unrühmliche Ende.

Im Jahre 1926 erschien in Myslowitz ein Wochenblatt, der „Obywatel" (Bürger), das von dem Zahnarzt D. Kos herausgegeben wurde und hinter welchem Dr. Radwanski, der von seinem Posten bereits enthobene Bürgermeister von Myslowitz stand. Irgend welche politische, wirtschaftliche oder soziale Ziele hatte das Blatt nicht gehabt. Seine Aufgabe war es die Gegner Dr. Radwanski zu verunglimpfen, was auch im reichlichen Maße geschah. Das Blatt hatte etwas mit dem „Glos Gornego Slonska", mit dem Kustosblatte Aehnlichkeit, da es auch dem Partikularismus huldigte, fand aber keine Anlehnung an die Kustosrichtung und bekämpfte diese. Bei den Kommunalwahlen im Jahre 1926 gingen auch die beiden Richtungen auseinander in dem die Kustospartei getrennt von der Radwanski-Richtung marschierte. Die Kustosanhänger eroberten zwei Mandate, während die Radwanski-Richtung mit einem Mandat vorlieb nehmen mußte. Aus der letzten Liste wurde Dr. Kos gewählt, der aber bald seinen Sitz nach Laurahütte verlegte und an seine Stelle trat der Obermeister der Fleischerinnung Walczuch. Wenn Dr. Radwanski meinte, durch den „Obywatel" seine Gegner aus dem Felde zu schlagen, so war er auf dem Holzwege gewesen, da sich bald herausstellte, daß das Blatt durch die plumpen Angriffe ihm mehr geschadet als genützt hat.

Die Myslowitzer haben den „Obywatel", der auch gleich nach den Kommunalwahlen eingegangen ist, und seinen Verleger Kos schon längst vergessen. Es sind schon reichlich zwei Jahre seit dem Eingehen des Blattes verflossen und da kam plötzlich das Nachspiel. Am vergangenen Mittwoch wurde die ganze „Obywatel"-Angelegenheit vor dem Myslowitzer Kreisgericht aufgerollt. Ungefähr ein halbes Dutzend Herrn haben sich durch die Schreibweise des „Obywatels" beleidigt gefühlt und stellten Strafanträge gegen den verantwortlichen Redakteur und Verleger. Die Strafanträge wurden zwar nicht gemeinsam, sondern in verschiedenen Zeitabständen von den einzelnen Klägern eingereicht. Das Gericht hat aber alle Klagen zusammengefaßt. Als Angeklagte erschienen die Herren Dr. Kos und der frühere verantwortliche Redakteur Mos, ein Gelegenheitsarbeiter. Daß der verantwortliche Redakteur eine vorgeschobene Person war, sah jeder ein und das Gericht behandelte ihn auch dementsprechend. Zur ihrer Entschuldigung konnten die Angeklagten nichts wesentliches anführen. Das Gericht verurteilte die beiden Angeklagten wegen Beleidigung und zwar in mehr als 12 Fällen, den Dr. Kos zu einem Jahr Gefängnis und den verantwortlichen Redakteur Mos zu drei Monaten Gefängnis. Beide Herren können von Glück reden, daß die Sache so lange hinausgeschoben wurde, da inzwischen das Amnestiegesetz erschienen ist. Sie werden also nicht sitzen brauchen, weil ihre Straftaten unter das Amnestiegesetz fallen. Damit ist die „Obywatel"-Angelegenheit für Myslowitz für immer erledigt und es wird sich kaum in Myslowitz jemand finden, der diesem Blatte eine Träne nachweinen wird.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Hauer Strottmann

Von Erich Grisar.

Achthundert Meter unter der Erde und unter dem Leben der Menschen. Dumpf läuft das Knattern des Bohrhammers durch den Stollen. Nur dem geübten Ohre des Bergmanns vernehmbar rieselt das Gebirge. Irgendwo das dumpfe Gedröhn einer Sprengung. Ein Kohlenzug rollt durch den Berg. Langsam, wie Donnern ferner Meereswogen verebbt das Geräusch. Aus den Kuppelungen der Lutten entweicht zischend die Preßluft. Das Summen des Ventilators, der seine Frischluft kaum noch in diese Ecke bringt, wird hörbar. Hundert Geräusche durchzittern den Berg. Hundert Geräusche, die immer wieder verschluckt werden durch das dumpfe Scharren des Bohrhammers, das Kreischen der Schrämmaschine, das Rattern des Abbauhammers.

Es ist heiß. Hauer Strottmann hat seinen Kittel ausgezogen. Im Lichte der kleinen Grubenlampe glänzt sein schwitzender Körper wie eine Bronce Meuniers. Manchmal rollt ein dicker Tropfen glänzenden Schweißes wie eine Perle über das zuckende Muskelgeschwell des Schaffenden. Der Hauer sieht es nicht. Der Schlepper hat keine Augen dafür. Mit verbissenem Gesicht schiebt er die vollen Wagen zum Bremsberg.

Feinkohle rieselt die Rutsche herab. Brocken poltern. Der Hauer hört nichts. Nur das dumpfe Donnern des Abbauhammers liegt in seinen Ohren. Und doch entgeht ihm, ungewußt, kein Laut im Gebirge. Aus hundert Geräuschen heraus hört er das feinste Knistern im Berg. Den feinsten Riß im Hangenden, das unscheinbarste Splittern in den Stempeln findet sein prüfendes Auge. Einen Augenblick nur dauert das, dann frißt sich der Hammer wieder ratternd in den dunklen, den glänzenden Berg. Brocke um Brocke fällt auf den Boden des Wagens.

Schlag um Schlag frißt sich Strottmann tiefer hinein in den Berg, weiter vom Schachte fort, der hinauf in das Leben der anderen führt. In das Leben der Menschen, denen er dient. Woche um Woche bröckelt von seinem Leben ab. Begraben ist er im Berg. Auge in Auge liegt er Stunde um Stunde mit seinem Schicksal. Bis die Stunde kommt, da kein Sprung ihn retten kann vor dem Fall des gelösten Gebirges. Einmal kommt diese Stunde. Einmal erfüllt sich sein Schicksal, das nicht das Schicksal eines einzelnen ist.

Er weiß es, aber er hat keine Zeit, daran zu denken.

In der Ferne rollt wieder ein Zug vorbei mit fünfzig Wagen und mehr. Die entweichende Preßluft zischt laut. Der Abbauhammer donnert und frißt sich weiter hinein in den Berg. In seinen Berg. Ein dickes Stück Kohle löst sich und fällt polternd die Rutsche herab. Strottmann bückt sich und schaufelt die Feinkohle zur Seite. Da glänzt etwas vor ihm auf. Leuchtend im Widerspiel der winzigen Lampe. Er greift mit den Händen danach und hält ein blankes Kristall in der Hand. Donnerwetter, welch schönes Stück, denkt er, wie er näher zur Lampe damit kommt, und er ist ganz versunken in dieses kleine leuchtende Etwas, das einmal ein winziges Tier war oder ein Tropfen aus dem Lebenssaft eines Baumes und läßt den Hammer ruhen. Und dann ist er weit fort in seinen Gedanken. Er sieht diese Welt, in deren Reste er sich täglich hineinwühlt, auferstehen in diesem leuchtenden Zeugen erstarrten Lebens, der ihm der Schlüssel ist zu tiefer Erkenntnis. Er sieht, wie es einst unter leuchtendem Baumwerk dahinkroch, oder flog, sieht die gewaltigen Riesen und ahnt ihre Kraft, sieht den Himmel darüber, durchschimmernd durch dichtes Grün die strahlende Sonne, der dieses kleine Tierchen entgegen sich arbeitet. Da kommt brausend und wild die dunkle Flut, die über alles hinweg geht, die den Wald niederschlägt mit all seinen Bewohnern. Die Steine und Schlamm heranschwemmt. Die alles Leben erstickt. Und es tiefer und tiefer verschüttet. Und es nicht wieder hineinruft in die leuchtende Welt. Jahrtausende nicht. Bis er kommt. Der Mensch. Der Bergmann. Angelockt von der Kraft der versunkenen Wälder. Angelockt von der Farbe erstickter Blumen. Angelockt von dem Licht, das mit hinabsank in die Tiefe. Und auf die Stunde wartete, da es herrlicher wieder aufstrahlen würde denn je. Auf ihn wartete, den Bergmann Heinrich Strottmann. Der selbst ein so verschüttetes Leben führt, der selbst soviel Licht in sich begraben weiß, soviel Sehnsucht nach Farbe und Freude. Und fronen muß achthundert Meter unter der Erde. Einen Berg über sich. Wände um sich. Menschen, die schlimmer als der Berg ihn drücken, die sein Schicksal sind, die ihn niederhalten mit ihrer Macht, die auf seiner Seele lastet mit ihrem ganzen Druck.

Wieder blickt er auf das kleine leuchtende Stück in seiner Hand, das er losbrach aus dem Dunkel, das er losbrach aus seiner Tiefe, die gewaltig war und doch nicht ewig. Denn in dieser Stunde kam die Erweckung zum Leben zurück. Die Auferstehung der verschütteten Form, die alle Verschüttung überdauerte. Strottmann fühlt, wie in seiner Seele etwas sich löst. Wie etwas zu leuchten beginnt, das lange im Dunklen lag. Er weiß, auch sein Herz ist ein Bergwerk. Auch in seinem Herzen liegen Kraft und Licht und Sehnsucht nach Schönheit. Und warten auf den Bergmann, der sie losbricht und fördert. Er selbst will dieser Bergmann sein. Er will den dumpfen Druck über sich lockern. Will Licht heranbringen an die Seele, die auch in seinem Innern sich sehnt, und er weiß, er wird den Berg, der ihn drückt, sprengen, er wird seiner Freiheit entgegenschreiten über alle Hemmnisse hinweg. Nicht allein, aber er weiß Freunde, und er kennt das Licht. Er ahnt die Freude der Freiheit. Er weiß um das verschüttete Gut in seiner und seiner Kameraden Seele. Und er ahnt den Weg zu ihm.

Einen Blick noch wirft er auf das leuchtende Kristall in seiner Hand. Dann schiebt er es in die Tasche. Ein Donnern geht durch den Schacht. Ein Kohlenzug braust vorbei. Das Ventil des Abbauhammers zischt. Schon hat seine Hand ihn wieder umfaßt. Tief frißt sich das von seiner Hand geführte Werkzeug hinein in den Berg. Aber mit jeder Kohlenbrocke, die in die Rutsche fällt, fallen schwere Brocken auch von seinem Herzen. Bis es ganz frei sein wird von dem Druck, der darauf gelastet. Bis der Weg in das Licht vor ihm liegen wird. Leuchtend und klar. Wie seine Zukunft.

Die Parabel vom „blauen Peter“

Von Max Hayek.

Ich besuchte einst eine große Hafenstadt und ging durch ihre schönen Straßen und über ihre weiten Plätze und sah dortselbst hochherrliche Bauten und mächtige Kirchtürme, und dann kam ich auch an stillen, träumenden Wassern vorüber, an Flets, in denen Boote schliefen, und an Binnenseen, über denen grauweiße Möwen anmutige Kurven flogen — und ich fütterte diese Möwen, sie fingen meine Bissen im Fluge auf und ließen ein zartes Ziüüt hören — und dann ging ich zum Hafen hinaus, wo die Leviathans lagen, die gigantischen Walfische aus Holz und Eisen, die schwimmenden Häuser, die Prunkschiffe ohnegleichen, auf denen die Reisenden über den Ozean in die neue Welt hinüberfahren und zwischendurch Tennis spielen oder Romane schreiben — und ich tat meine Augen auf und bewunderte dies maritime Panorama, wie ein Grünhorn, das zeitlebens auf dem trockenen Lande gelebt hatte, ein solches Panorama bewundern mußte.

Nun gab es aber dort, bei den Landungsbrücken, eine Tafel, auf der zu lesen war: „Hafenrundfahrt“. Und dieses Wort gab mir den Tip, eine solche Hafenrundfahrt zu machen. Ich stieg in eine Barkasse, die sich alsbald in Bewegung setzte und zunächst so hübsch und artig schaukelte, daß ich vermeinte, nach und nach seekrank werden zu müssen. Und ich habe einen sehr großen Respekt vor der Seekrankheit. Denn ich habe gelesen, daß das die Krankheit sei, wo der Mensch, der von ihr befallen wird, den einen Augenblick fürchtet, zu sterben, und den anderen Augenblick fürchtet, am Leben zu bleiben. Und ich habe weiter gelesen, daß das die Krankheit sei, die den alten Bibelspruch wahrmache: „Wer da nicht hat, dem wird auch das Wenige genommen werden, das er noch hat!“ Was sich auf den menschlichen Magen bezieht. So daß kein Reisender genau weiß, ob er während einer Seefahrt essen oder fasten solle. Aber nun geriet die Barkasse in ruhiges Fahrwasser, und ich kam an vielen prächtigen Schiffen aus allen Ländern vorüber — und der Kapitän der Barkasse gab mir Bescheid, ob das Monstrum, das da träge vor mir auf dem Wasser lag, ein Engländer oder ein Franzose, ein Norweger oder ein Holländer sei. Und ich war entzückt. Denn ich verstand nun den Gedanken des freien Meeres und begriff die hohe Idee eines Freihafens, der wie eine gute Mutter allen Kindern, ob sie nun blaue, rote oder grüne Mützen tragen, Unterkunft und Schutz gibt.

Aber nun fuhren wir an einem Schiffe vorüber, auf dem einige Bewegung herrschte und an dessen einem Mast eine kleine Flagge lustig flatterte. Und diese Flagge war von blauer Farbe und zeigte in der Mitte ein weißes Feld. Und der Kapitän meiner Barkasse sah nach der blauen Flagge am Mast des großen Schiffes und sagte zu mir: „Siehst du — diese Flagge dort nennt man den „blauen Peter“! Und das Schiff, das den „blauen Peter“ aufgezogen hat, sagt damit allen Seeleuten und allen Schiffen im Hafen, daß es in den nächsten sechs oder zwölf Stunden in See stechen werde. Es sagt damit: „Ich mache mich reisefertig — denn ich muß fort — auf den Ozean hinaus — meinem neuen Ziel entgegen! Ja, das ist die Bedeutung des „blauen Peter“!

Und wir fuhren weiter und ich sah gewaltige Werften und schwimmende Docks, auf denen kranke Schiffe lagen und wieder gesund gemacht wurden, und ich sah Viermaster und Schoner und Passagierdampfer und Fährboote und Schuten und Jollen, und es war ein bewegtes Leben auf dem heiteren Wasser. Die Möwen flogen hin und her und schwammen gelegentlich ein Stückchen mit uns. Und ich dachte trotz des Nebelwetters: „Hier ist gut sein“.

Und dann war die Hafenrundfahrt zu Ende, der Kapitän legte an und ich stieg wieder an Land und hatte eine wunderschöne Stunde hinter mir. Und der Kapitän nahm meinen Obolus entgegen und sah wie ich, daß alles gut war.

Als ich aber am selbigen Tage wieder durch die Straßen der schönen Hafenstadt ging, fiel mir die Geschichte von dem „blauen Peter“ ein. Und nun gab sie mir einen parabolischen Sinn zu bedenken, und ich wurde ernst.

Denn da liefen viele, viele Menschen an mir vorüber und liefen ihren Geschäften nach und dachten den Teufel an den „blauen Peter“. Aber mir war es gewiß, daß gar mancher dieser Menschen schon mit dieser Flagge am Hute dahinlaufe, ohne zu wissen, daß er sie am Hute trage. Denn die Menschen sind ja wie die Schiffe, die nur eine Weile im Hafen ruhen dürfen und dann wieder fortmüssen — fort, hinaus auf die See, dem neuen Ziel entgegen. Aber sie wissen ja, die Armen, die Stunde ihrer Ausfahrt nicht, und so bereiten sie sich auf jene Ausfahrt auch gar nicht vor, wie es der Kapitän und die Mannschaft des Schiffes taten, das den „blauen Peter“ aufgezogen hatte.

Und so wurde mir der „blaue Peter“ ein bedeutsames Schiffszeichen, das mir flatternd zurief: „Memento vivere!“ — „Gedenke zu leben!“ — derweil du noch im Hafen bist! Und sei bereit und bereitet, jede Stunde aufzubrechen — in die See, auf den Ozean — dem neuen Ziel entgegen! Denn du weißt nicht, wann der Kapitän deiner Seele sich einfindet und den Befehl zur Ausfahrt gibt! Den Befehl, dem unweigerlich gehorcht werden muß!



Eine Zeichnung Ludwig Richters, des gemütvollen Malers des deutschen Familienlebens.

Drei Begegnungen

Von P. Snekutis (Wilna).

In dieser bunten Welt kommt man öfters zu Bekanntschaften, die man dann aus den Augen verliert, um ihnen später einmal wieder zu begegnen. Mitunter legt man auf solch eine Wiederbegegnung keinen sonderlichen Wert, aber das Schicksal spinnt unbekümmert seine Fäden.

So erging es dem braven Bürger Jonas Klevomedis mit Nikolai Konopiatkin. Das erstemal trafen sie einander in Mogilew während des Krieges. Jonas Klevomedis war aus Furcht vor den Deutschen aus seiner litauischen Heimat nach Mogilew geflohen. Unterwegs hatte er seinen Paß verloren, und so betrat er klopfenden Herzens das Polizeirevier. Er steckt dem Wachtmeister 20 Kopeken zu; dieser zeigte ihm darauf diensteifrig den Tisch des zuständigen Beamten, nachdem er ihn zunächst angeschnauzt hatte.

Der Beamte sah Jonas sehr streng an und fragte barsch: „Wie heißen Sie?“ — „Klevomedis, Herr Inspektor.“ — „Sind Sie Tatare?“ — „Nein, aus Litauen.“ — „Litauen? Gibt es nicht!“ — Klevomedis versuchte vergeblich, dem hohen Beamten geographische Kenntnisse über dieses Land beizubringen. „Das heißt Nordwestgebiet und nicht Litauen“, versetzte der Beamte, „haben Sie zwei Photographien?“ — Jonas überreichte dem Beamten einen Briefumschlag, in dem sich zwei Photographien und ein Zehnrubelschein befanden. Des Inspektors Gesichtsausdruck klärte sich zusehends auf. Er füllte rasch die Formulare aus und erklärte dabei im Tone äußerster Gutmütigkeit: „Also wozu viel Förmlichkeiten? Ich bin ein echter Russe mit einer meilenweiten Seele... Ich heiße Nikolai Konopiatkin... Bitte besuchen Sie mich. Wissen Sie, Ihr Aeußeres war mir sofort ungemein sympathisch! Auf Wiedersehen, Herr Klevomedis, es hat mich sehr gefreut!“ — So wurde die denkwürdige Bekanntschaft zwischen Jonas Klevomedis und Nikolai Konopiatkin geschlossen.

Sehr bald war Jonas über die Lebensverhältnisse seines neuen Freundes genau unterrichtet: der Inspektor war verheiratet, hatte zwei Kinder, erhielt nur 30 Rubel Monatsgehalt, zahlte indessen für seine Wohnung 40 Rubel und lebte auch sonst nicht übel. Man traf sich von Zeit zu Zeit beim Schoppen. Aber, wie nun das Leben ist, du denkst: morgen treffen wir uns wieder... aber — halt! — es vergehen Tage, Wochen, Monate...

So kam es auch hier. Zwei Jahre später — im Dezember 1918 — war Klevomedis, auf der Rückreise nach seinem Heimatstädtchen, in Wilna angelangt. Da begegnet er einem arg zerlumpten Menschen, der demütig den Hut vor ihm zieht. Schon will er ihm einen Groschen geben, als der Mann ausruft: „Ach, Herr Klevomedis, Sie erkennen mich wohl nicht! Bin doch Ihr alter Freund Nikolai Konopiatkin aus Mogilew!“ — „Lieber alter Freund! Entschuldige tausendmal; habe dich nicht erkannt,

— wirst sicher sehr reich werden!“ — „Reich? Keine Spur! Wo ich seit Tagen nichts gefressen habe...“

Klevomedis führte seinen Freund in ein Speisehaus und bewirtete ihn mit einer Fleischbrühe, dicken Mehlklößen und gutem preußischen Bier. Der Inspektor a. D. verschlang alles im Tempo Tausend und erzählte dazwischen seine Leidensgeschichte: nach der Revolution habe man ihn mobilisiert und an die Front geschickt; hier sei er in deutsche Gefangenschaft geraten; nach seiner Flucht aus dem Gefangenenlager habe er sich in den Wäldern herumgetrieben und erst nach der deutschen Revolution es gewagt, in Wilna aufzutauchen. — Zum Abschied schenkte Klevomedis dem Freunde 10 Ostrubel.

Wieder gingen Jahre ins Land. Neun Jahre später wurde Klevomedis verhaftet, — vielleicht hatte er eine illegale Zeitung gelesen oder sich über den Polizeivorsteher ungebührlich geäußert. Kurzum, er wurde von zwei uniformierten Polizisten ins Gefängnis eingeliefert. „Zuwachs, Herr Direktor!“ — „Wieder so ein Landstrolch? Sollten den Staub des Vaterlandes von ihren Fersen schütteln, die Brüder!“ — Die Stimme kannte er doch!?“...

Ein wohlgenährter Mann in ordenbesäter Uniform erschien. Kein Zweifel. Der schielende Blick, der rote Schnauzbart, — das war Nikolai Konopiatkin aus Mogilew. Aber dem Konopiatkin aus Wilna sah er gar nicht ähnlich.

Ja, er hatte sich gründlich verändert. Nicht einmal Nikolai Konopiatkin hieß er jetzt, sondern Mykolajus Konopiatkinas. Der waschechte Russe mit der meilenweiten russischen Seele hatte sich in einen echten Litauer mit garantiert echt litauischer Seele verwandelt. Jetzt wußte er genau über Litauen Bescheid....

Zwei Paar Augen kreuzten ihre Blicke. Das Lächeln auf dem Gesicht des Jonas erstarrte. Konopiatkins Gesicht wurde erst glutrot, dann kreideweiß. Er preßte die Lippen aufeinander. Dann sagte er mit schroffer Stimme:

„Abführen! In die Zelle! Handfesseln anlegen!“

Das war Jonas Klevomedis und Nikolai Konopiatkins dritte Begegnung....

Ob sie in diesem Leben einander noch einmal begegnen werden? Und wie? Wer weiß....

(Aus dem Litauischen von G. W.)

Ende gut alles gut

Von W. Andr (Moskau).

Unsere Kreditgenossenschaft ist wirklich tatkräftig. So viele Bedenken auch vorlagen, — sie beschloß die Warenabgabe auf Kredit, setzte die Geldgrenze fest, bestimmte das Verkaufslager und für jeden Abnehmer Tag und Stunde des Empfanges.

„Nun, einzigste Gattin“, sagte ich, „wähle für 100 Rubel nach Herzenslust.“

Meine Frau schüttete ihre Wünsche aus wie Erbsen auf ein Sieb: „Dies muß sein und jenes muß sein.“

„Halt!“ rief ich. „Den Voranschlag kürzen! Du bist schon bei 1000 Rubeln angelangt!“

Nach reiflicher Ueberlegung entschlossen wir uns, einen Ueberzieher für mich zu kaufen, da mein alter schon arg zerschlissen war.

Tags darauf wanderten wir in das Warenlager, warteten geduldig unsere Empfangszeit ab und meldeten uns bei dem Verkäufer. Er machte gar keine Schwierigkeiten, nahm uns gleich an, erklärte aber:

„Augenblicklich sind keine Ueberzieher vorrätig. Gestern hatten wir sie. Warten Sie drei Tage, dann wird es wieder welche geben.“

„Geht nicht, lieber Freund“, erwiderte ich. „In drei Tagen läuft mein Bezugschein ab. Erneuert wird er nicht.“

„Ja dann empfehle ich den Ankauf eines Samowars“, versetzte der Verkäufer. „Die Ware ist erst gestern eingetroffen, aus Tula, erstklassig, sehr gute Arbeit, wie sie fürs Ausland geliefert wird.“

Meine Frau war jedoch halsstarrig.

„Was soll ich mit dem Samowar!“ rief sie empört. „Wir sind erst seit kurzem verheiratet; ohne Kinder. Unser Teegeschirr genügt uns.“

Der Verkäufer zuckte bedauernd die Achseln und wandte sich einem anderen Kunden zu, dessen Empfangszeit herangekommen war.

Eine verzwickte Frage! Was tun? Aus einem Samowar läßt sich kein Ueberzieher zuschneiden.

„Besser ein Samowar als überhaupt nichts,“ entschied zuletzt meine Frau. „Laß uns die Samowars ansehen.“

Sie waren wirklich gut: Kräne, Röhren, alles in bester Verfassung. Das Gewählte wurde uns höflichst verabfolgt.

Abends saßen wir daheim, meine Frau bereitete den Tee auf dem Petroleumkocher, wir tranken und grollten.

„Hübsch ist das Teufelsding ja, aber was haben wir davon?“

Da geht es klingling: die Tür öffnet sich — meine Schwester und ihr Mann besuchen uns:

„Ihr freut euch an eurem Einkauf, Kinder, und wir kommen, unser Leid zu klagen.“

„Welches Leid?“

„Wir wollten uns auf Kredit einen Samowar zulegen, aber zu unserer Empfangszeit gab es nur Teppiche auf Lager. Nach langem Hin und Her mußten wir uns zu einem Teppich entschließen, um den Bezugsschein nicht verfallen zu lassen. Was fangen wir nun mit dem Teppich an? Unserem trampelnden Viergespann von Kindern hält kein Teppich stand, und wenn er aus Zement wäre.“

Da ließen wir alle vier die Köpfe hängen.

„Unser Nachbar Lunkow“, erzählte ich, „suchte eine warme Decke für sein Nachtlager und mußte mit einem Lautsprecher vorliebnehmen. Jetzt lauscht er vom kalten Bett aus der Funkmusik und seine Zähne klappern vor Frost, genau wie Kastagnetten. Damit ist ihm nun wenigstens ein harmonischer Kunstgenuß beschert.“

„Da kann er noch von Glück sagen!“ warf meine Schwester ein. „Smagins haben eine Tochter verheiratet. Mit guter Mitgift. Sie hatten die Absicht, aus ihrem Kredit für das junge Paar einen Teppich als Bettvorleger anzuschaffen; um ihre Empfangszeit fanden sie jedoch im Lager nur Ueberzieher vor. Smagin mußte sich bequemen, einen davon zu nehmen. Dabei besitzt er einen Ueberzieher, der fast neu, erst im vorigen Jahre gemacht ist.“

Ich sprang auf, schlug mir mit der Hand an die Stirn:

„Kinder! Laßt uns tauschen! Ich gebe euch den Samowar, ihr tretet an Smagins den Teppich ab und Smagins überlassen uns den Ueberzieher. Bargeld fehlt uns allen, aber wir können die Preisunterschiede auf Heller und Pfennig ausgleichen, wenn wir sie in der Bierstube vertrinken und ankreiden lassen.“

Die Frauen protestierten anfänglich gegen die Bierstube, verstummten aber, als sie den Nutzen begriffen hatten.

So kam alles wie durch ein Wunder zum guten Ende.

(Deutsch von H. Liedtke.)



Ein Bild aus Schweden

Der Siljansee bei Lekfand in Dalekarlien. In solcher Landschaft spielen zahlreiche Romane von Selma Lagerlöf, deren 70. Geburtstag von der gesamten Kulturwelt gefeiert wurde.

Der letzte Traum

Von Pierre Mac Orlan.

Der zum Tode Verurteilte lag rücklings auf seiner Pritsche und erlebte in seiner 37. Nacht abermals denselben Traum. Er war ein Bandit niedrigster Art, und die ganze Gegend war seinerzeit wegen seines Verbrechens in Erregung gewesen.

Der Traum begann regelmäßig mit einer plötzlichen Unterbrechung im Schlafe durch einen Mann, der niemand anders als der in die Außenwelt übertragene Schläfer selbst war. Die Türen eben dieser Zelle öffneten sich bei Tagesanbruch und vor dem zitternden Gewecken stand, nur einige Schritte vor den anderen offiziellen Personen, der Oberaufseher, der langsam die befreienden Worte sprach: „Bester Freund, wir kommen nicht auf die Art, wie du denkst. Deine Unschuld ist bewiesen, und ich habe die Aufgabe, dir deine Freilassung mitzuteilen.“

Das Blut flog dem andern durch die Adern; die Freude drohte seine zusammengeschrumpften Blutgefäße springen zu lassen. Nach einigen Augenblicken begann er, lebendig und mit zitternden Händen, seine Ausgangstoilette zu machen. Als er nach dem Rasieren seine Krawatte umband, konnte er mit seinen Wächtern sogar schon Scherze machen. Er tauchte sein Gefängnisgewand gegen seine alte Mörderkleidung ein: gewürfelte Hose, verknitterter langer Rock und ein komisches niedriges Hütchen.

Es war heller Tag. Die Sonne funkelte durch die Scheiben, als sich die Tür des Direktorzimmers vor ihm öffnete, und mit Wohlbehagen sog er die frische Luft ein. Zwei hohe Mauern entlang wurde er von einem Führer nach einem offenen Tore gebracht, das auf die freie Straße hinaus ging. Der Begleiter wünschte ihm Glück, und der Gefangene ging den Weg entlang, an dessen einer Seite ein Flüßchen lief, während auf der anderen Seite die Mauer eines privaten Grundstücks sich erstreckte. Während des Gehens überdachte er sein wunderliches Abenteuer. Seine Mißachtung vor der Justiz wandelte sich in ein leises Lächeln. Etwa 300 Meter hinter dem Gefängnis teilte der Weg sich. Der Mann zauderte. Links schien der Pfad sich totzulaufen, und er fürchtete, fremden Boden zu betreten. Ein niedliches kleines Mädchen, das hinter dem Gitter eines rechts gelegenen Grundstückes Blumen pflückte, half ihm aus der Ungewißheit.

„Sie wissen den Weg nicht,“ sagte es. „Folgen Sie der Mauer bis an das Haus meines Vaters dort drüben! Das ist eine Gastwirtschaft, und mein Vater wird Ihnen weiter Bescheid sagen.“

Der Befreite sah das Kind verwundert an. Dann, nachdem er seinen knotigen Landstreicherstock fröhlich herumgedreht hatte, lief er auf den Krug am Wege zu, dessen graues Schieferdach durch die Bäume sichtbar wurde. An der Türe stand ein Mann von etwa 40 Jahren, mit stark gerötetem Gesicht und breiten Schultern, der ein kurzes, weißes Kalkpfeifchen rauchte.

„Guten Tag,“ sagte der Befreite.

„Guten Tag, Freund,“ erwiderte der Gastwirt.

„Ich möchte gern den Weg wissen,“ fuhr der Mann fort, „denn ich will nicht auf privatem Boden aufgegriffen werden.“

„Du bist also frei, Kamerad,“ sagte der kräftige Gastwirt mit einem spöttischen Funkeln im Auge, das verriet, daß er Bescheid wußte.“

„Na und ob. Ich habe drei Jahre gesessen, und da bin ich wieder. Ich habe ein paar Cents, und wir können ein Gläschen trinken, ehe ich weitergehe.“

„Tritt ein,“ sagte der Wirt.

Der Mann trat ein und legte seinen Stock neben sich hin. Das Zimmer, in dem er sich befand, glich mehr einem bürgerlichen Eßzimmer als einem Restaurant. In weißen Tonvasen standen langstielige Blumen. Auf einem Regal sah man primitiv bemalte Teller.

„Du sitzest hier gut,“ sagte der ehemalige Verurteilte, „alle Achtung! Hast du viel zu tun?“

„Na,“ sagte der Wirt, „wir kommen wohl weiter. Darum mache ich von der Gelegenheit gern Gebrauch, wenn sie sich bietet, um ein Gläschen zu trinken und ein Häppchen mit einem guten Kunden zu essen.“

Ein Duft von Zwiebelsuppe drang aus der Küche herein. Der starke Duft paßte wunderbar zu der herrlichen Aussicht durch das offene Fenster auf den blühenden Garten.

„Marie,“ rief der Gastwirt, „stell' einen Teller mehr hierhin; der Herr bleibt zum Essen.“

Der anderen stieg der weiße Wein schon zu Kopf. Er hob sein Glas: „Diesen Tag werde ich so leicht nicht vergessen. Aber sag mal, ist die Stadt weit von hier? Und kann ich heute noch den Autobus erreichen?“

Der Wirt beruhigte ihn darüber, und als sie gegessen hatten und er die Zeche bezahlt hatte, gingen sie nach draußen. Der Befreite erschrak zwar, als er drei kräftige Bauern mit aufgekrempelten Aermeln sah, die die Wege harkten, aber der Wirt sagte: „Das sind meine Knechte.“

Sie traten durch ein Gebüsch, und ihm war, als sähe er plötzlich vor sich die Maschine des Todes.

In diesem Augenblicke ging die Tür seiner Zelle auf. Der Traum war ausgeträumt, und hinter dem Oberaufseher sah er — den Gastwirt aus seinem Traume. „Du bist der Henker,“ konnte er noch stammeln. Dann fiel die Hand des Mannes schwer auf seinen Arm nieder, während sein Kopf schlaff hin und her schwankte.

(Aus dem Holländischen übertragen.)



Lampe im Schnee

In strengen Winternächten, wenn die Menschen sich in das warme Haus flüchten, dann hoppelt der hungergeplagte Hase vorsichtig in die Bauerngärten, um bei den letzten Kohlstrünken Nachlese zu halten. Gönnen wir dem armen Mümmelmann den Raub! — Diese Szene ist auf einem der Teller festgehalten, die in diesem Jahre von der Staatlichen Porzellanmanufaktur Meißen zu Weihnachten herausgegeben werden.

Der erste Kuß

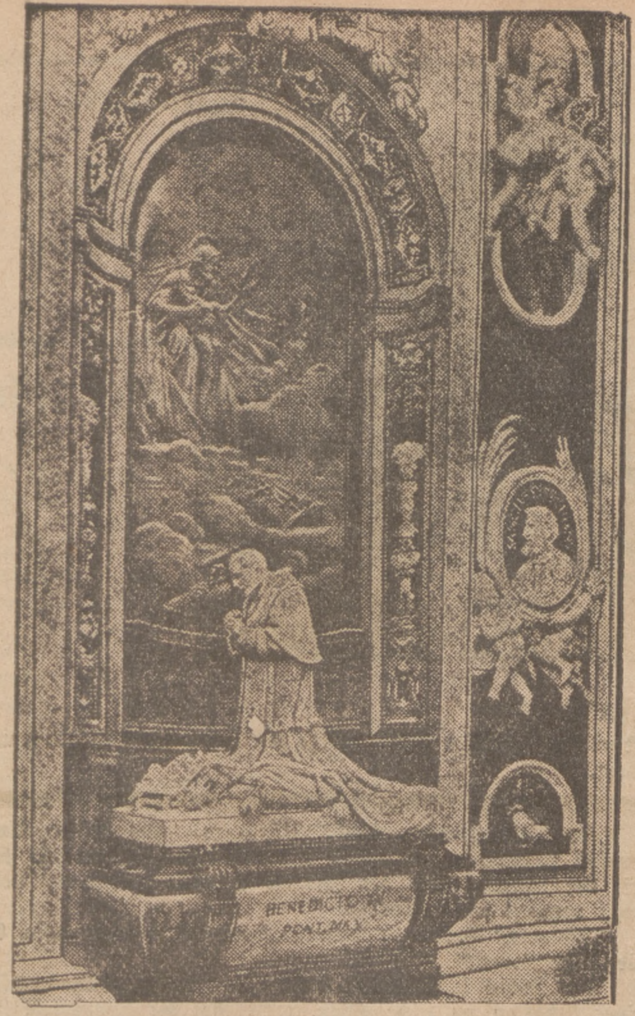
Von Heinrich Lersch.

Sechzehn Jahr war er, mein Lehrling in der Kesselfabrik von Streicher in Kannstatt und ich war gerade zwanzig. Ich durfte es dem Bengel gar nicht merken lassen, wie lieb ich ihn hatte, sonst wär er übermütig gegen seine Lehrlingskameraden geworden. Jeden Samstag abend bettelte er mich an, ob er diesen Sonntag mich mit der Gig abholen dürfe. Sein Vater, ein kleiner Bauer, möchte mich so gern kennen lernen. Er führe zwei Stunden Trab nach Kannstatt und brächte mich Montag früh wieder zurück.

Jeden Montag frug er mich, was ich denn gemacht habe in Stuttgart. Ich mußte ihm von der Musik erzählen in der großen Oper und von den Büchern, die ich gelesen, wenn es zu schlechtes Wetter war. Sechzehn Jahr war er und nach allem neugierig. Nach den großen Städten der Welt, nach fremden Ländern und Meeren und nach Taten, die die Weltgeschichte für ihn aufgespart hätte. Er hatte von Max Eyth gelesen, der mit dem Dampfpflug um die Erde gekommen. So etwas müsse es auch für seine Hände zu tun geben.

Als es Frühling wurde, besuchte er mich an einem Sonntag und wir gingen den großen Park durch bis nach Stuttgart. Viele junge Mädchen in duftigen Kleidern kamen an uns vorüber und er konnte sich nicht satt an den feinen Gestalten sehen. Am Nachmittag gingen wir auf die Rollschuhbahn. Das war wieder ein neues Wunder für ihn. Er konnte es nicht begreifen, daß die Welt so voller schöner junger Mädchen sei und daß er nur immer in der Fabrik die groben eisernen Klötze in den Armen und Händen halten sollte, das schien ihm die größte Dummheit, die zwischen Bodensee und Main gewachsen sei. So, und nun wisse er auch, warum ich lieber nach Stuttgart auf den Sonntag ginge, als zu ihm aufs Dorf. Ich hätte sicher auch so ein schönes Fräulein und ich ginge mit ihr spazieren und davon hätte ich genug die ganze lange Woche in der Fabrik.

Als wir dann zur frühen Nacht durch den Park wieder zurückgingen, da sah er wohl ein küssendes Liebespaar hinter



Ein Kriegsdenkmal in der Peterskirche

In der Peterskirche zu Rom wurde ein Weltkriegsdenkmal errichtet und kürzlich feierlich enthüllt. Ein Relief zeigt die Schrecken eines Schlachtfeldes, auf das die Jungfrau Maria mitleidsvoll herabschaut. Davor kniet im Gebet um den Frieden Papst Benedikt XV.

---

einer Platane und eh wir in die hellerleuchtete Straße kamen, frug er, was das eigentlich mit dem Küssen sei.

Das war für mich eine schwere Antwort und wohl das schwerste Examen, das von einem Menschen verlangt werden kann. Ich wollte es ihm nicht sagen und mußte es doch. So gingen wir denn den Weg zurück nach Stuttgart und ich stillte sein heiliges Fragen, so gut ich es konnte.

Hoch und heilig schwor er allen Weltfahrtträumen ab. Gab Schiffe und Meere hin für den Traum von der jungen Liebe, die ihn nur dunkel quälte. Nie mehr sprach er von den Mädeln, nie mehr frug er mich.

Eines Tages trugen wir einen schweren Boden zu vier Mann in die Schmiede, da stolperte einer und mein junger Freund hielt für einen Augenblick die Zentnerlast doppelt schwer, bis ein dritter hinzugesprungen kam. Als er die Hände vom Boden tat, blieben Haut und Fleischfesten dran kleben, der Schlag hatte sie abgerissen. Lächelnd ging er ins Portierhaus, lächelnd ließ er sich Karbol auf die nackten Knochen gießen und Jodoform auflegen. Ich frug ihn, warum er nicht geflucht und geschrien habe, das sei doch sein gutes Recht. Er lächelte und schwieg. Aber als er allein mit mir war, da sagte er, das hätte er alles dem Mädchen zu liebe ausgehalten. Wenn sie ihm den ersten Kuß gäbe, so wisse er, daß er ihn hier schon allein dran verdient habe. Aber noch tausendmal größere Schmerzen wolle er leiden und ertragen für den ersten Kuß.

Als es herbstete, benützte ich die letzten schönen Monate, um durch den Schwarzwald nach Straßburg zu kommen. Durch den November talpte ich schon wieder die Saar hinunter, ging von Trier aus über die Eifel der Heimat zu, da bekam ich in Köln einen Brief vom Vater des Jungen. Ich solle mit dem Gelde schnell nach Stuttgart fahren. Dort läg sein lieber Junge im Hospital. Eine Maschine habe ihm den Kopf zerquetscht. Er lebe immer noch und verlange, mich zu sehen.

Achtzehn Stunden später stand ich bei ihm.

Ein Stück Silberrohr röchelte aus einem dicken Verbandpack. Der Vater gab mir ein Stück Papier, drauf stand in verzerrten Buchstaben, Hein, der vom Rhein.

Dann ging er, eine Stunde Schlaf zu suchen.

Ich wachte die Nacht mit dem Wärter. Dankte zum erstenmal dem Erfinder des Morphiums, der diese Schmerzen stillen konnte. Am Morgen erzwang ich, den jungen Freund ohne Verband zu sehn. Ich blieb bis die Binden gelöst.

Da lag der junge, schuldlose Leib mit dem aufgepreßten Brustkasten in ringendem Atem. Der Kopf war bis zum Hals eine blutige Masse, die Kiefer zerbrochen, das Fleisch stand wie ein dicker Hahnenkamm vom Kinn bis auf der Stirn zusammengepreßt, die Jochbeine zerdrückt, die Stirn an den Schläfen gespalten, dreieckig standen die Stirnplatten zueinander, überwulstet vom blutigen Fleisch. Die Augen waren ausgelaufen.

Um Mittag starb er, nachdem er fünf Tage gelegen, von der ersten Stunde an erwartete man seinen Tod.

Mit dem Vater ging ich in die Fabrik zurück. Auch er wollte sehen, wie sein Sohn zu Tode gekommen.

Die Kollegen wunderten sich nicht, daß ich kam. Sie zeigten mir die große Presse. Die Maschine sei leer gelaufen im langsamen Gang. Ob er, um nach einem Fehler zu sehen, oder, um auf den Klang der Zahnräder zu horchen, den Kopf zu nah ans Getriebe gebracht hat, niemand konnte es sagen. Der Meister sah, wie der Junge auf einmal hastig in die Maschine schlug, und wie im selben Moment die Umstellung einsetzte, die Zahnräder im umgekehrten Gang zurückliefen und das Gesicht des Jungen losließen. Nur eine, zwei Sekunden lang hätten ihn die Räder behalten. Aber es genügte, um alles Fleisch vom Gesicht zu beißen, all seine Knochen zu zerbrechen. Daß der Mensch dann noch fünf Tage leben kann, wenn ihm die Maschine das Gesicht abgebissen...

Ich sah den Jungen mit den zerschundenen Händen den Boden aus der Schmiede tragen. Sah sein Lächeln, seine erste Mannhaftigkeit. Und hörte ihn in der abendlichen Dunkelheit sagen, daß er für den ersten Kuß eines schönen Mädchens alles ertragen könne.

Die hopfende Welle

Von Theodor Brun.

Ich habe eine Tante, sie heißt Melitta. Um sie zu schildern, brauche ich eine Sondernummer für mich allein. Also begnüge man sich mit der Mitteilung, daß ich diesbezügliche schriftliche Anfragen gerne ausführlich beantworte. (Rückporto beilegen!) Gegen Einsendung von einer Mark schicke ich die Tante zur Ansicht gleich mit. Dann wird man verstehen, warum ich ihr das Nachstehende antat.

Nämlich eines Tages kam sie zu mir. Gerade als ich mir im Radio einen Vortrag über Goethes „Stella" anhörte.

„Grüß dich Gott," sprach sie, „du tust Radio hören? Was spielt man heut? — „Stella", von Goethe? — Bravo, ich wollte mir schon lange etwas von Goethe anhören. Also spann ein noch ein Paar Hörer, ich hör mit."

Da juckte mich der Teubel. Radio Grag sandte gleichzeitig einen Vortrag über die Bandwürmer. Eine Drehung nur, und ich hatte bald die eine, bald die andere Welle. Ich kombinierte die beiden, und der Vortrag über Goethes „Stella" präsentierte sich der Tante folgendermaßen:

— Cäcilie hat das größere Recht auf Fernando; sie ist seine Gattin. Unwillkürlich müßte der Zuschauer für sie Partei nehmen, wenn die Charakteristik das Verhältnis nicht völlig verschöbe . . .

— Am vergrößerten Kopfteile sieht man zu oberst einen, von einem Kranze beweglicher Chitinhaken umgebenen Zapfen, und im Umkreise der dicksten Stelle vier vorspringende Saugnäpfe. . . .

— Cäcilie ist früh gealtert, mißmutig und trübselig, abgespannt und sorgenvoll . . .

— Mund und Darm fehlen . . .

— Einen ganz andern Eindruck macht natürlich die liebenswürdige, jugendliche Stella, die von vorneherein alle Herzen gewinnt . . .

— Mit einer Lupe kann man hier unter anderem einen langen, dicht erfüllten Fruchthälter unterscheiden . . .

— Sicherlich sind beide edle, hingebungsvolle Frauenseelen . . . .

— Eine der merkwürdigsten Eigenschaften ist die wiederholte Abstoßung des hintersten Körperendes unter fortwährender Einschiebung neuer Glieder . . .

— Mit wachsender Spannung lauscht Fernando Cäciliens Erzählung . . .

— Auffällig an ihm sind drei Paare hakenartiger Hebel, mit deren Hilfe er durch die Körperwand dringt . . .

— Sein Schicksal ist besiegelt: mit unwiderstehlicher Liebesgewalt fühlt er sich zu Stella hingezogen . . .

— Hier setzt er sich unter Verlust seiner provisorischen Bewegungsorgane fest und wandelt sich allmählich um . . .

— Glückliche Liebestage verbringt er an der Seite seiner holden Geliebten . . .

— Daraus entsteht nach einiger Zeit eine handschuhfingerartig ins Innere eingestülpte Knospe . . .

— Und während ihnen hier ein reines Liebesglück ersteht . .

— Erlangt der Wurm seine Geschlechtsreife. Die Blase wird gesprengt, die Gliederkette sproßt hervor . . . .

Hier schüttelte die Tante bereits so heftig mit dem Kopf, daß Kurzschluß eintrat.

Am nächsten Tage kaufte sie sich Goethes sämtliche Werke.

Pech

Neues Brückenbauerlatein von Erich Grisar.

Der Monteur hatte kaum die Baustelle verlassen, da drängten sich schon ein halbes Dutzend Kollegen um Blaukopps Arbeitsplatz zusammen.

Blaukopp, erzähl uns eine Geschichte, bettelten sie.

Hab keine Zeit.

Blaukopp, erzähl doch, baten die Jungens.

Ihr glaubt mir ja doch nicht.

Doch, doch, Blaukopp, wir glauben dir aufs Wort.

Gut, aber wer nachher sagt, ich hätte gelogen, der gibt ein Glas Bier aus. Aber ein Großes. Einverstanden.

Einverstanden.

Blaukopp begann. Also ihr wißt doch alle, wie eine Brücke eingefahren wird. Da wird doch die ganze Brücke auf Schiffen montiert, nich? Und dann auf Rollen gelegt. Und die alte auch und dann werden sie zusammen ausgefahren. Wenn dann die neue Brücke genau über den Lagern liegt, werden die Schiffe mit Wasser oder Sand belastet, bis die Brücke Auflage hat und die Schiffe mitsamt dem Gerüst freiliegen.

Wissen wir, Blaukopp, wissen wir, sagten die Kollegen, die ihre Hände über ein Nietfeuer hielten, um sich zu wärmen. Erzähl uns lieber die versprochene Geschichte.

Ja, ich bin doch schon mitten drin. Also letzten Herbst ist's passiert. Ihr habt ja selbst davon in der Zeitung gelesen. Nicht, na das macht nichts. Also wir waren soweit, daß wir die Rheinbrücke einfahren konnten. Der Zugverkehr lag still. Fünf Stunden hatte man uns Zeit gelassen. Keine drei Stunden waren vergangen, da hatten wir die Brücke schon über den Lagern liegen. Die Gleisarbeiter legten sich schon die Schrauben zurecht, damit sie gleich die Laschen zusammenschrauben konnten. Das Sandschiff lag unten. Alles, was eine Schaufel halten konnte, stand bereit. Belasten, rief der Monteur. Da wühlten sich unsere Schaufeln schon in den Sand. Was hast du, was kannste. Eine halbe Stunde vergeht. Uns steht der Schweiß auf der Stirn. Eine Stunde vergeht. Das Hemd ist uns längst in den Nacken gerutscht. Längst müßte das Schiff tief genug liegen. Die Brücke müßte Auflage haben. Der Monteur kommt zu uns heruntergerannt. Er rennt wieder hoch auf die Brücke. Er bemalt die Außenwände des Kahns mit Kreide. Er malt an den Auflägern herum und mißt und mißt. Gottverdammt sagte er dann und kam wieder zu uns herunter. Jungens, bin ich denn behext. Oder was ist los. Die Brücke sinkt ja keinen Millimeter.

Und wir sahen schon den blanken Schiffsboden. Monteur, sagte ich, laß mich mal sehen und ich kletterte in das Schiff, auf dem unsere Brücke lag. Ich beguckte mir das alles genau. Nun hab ich ja auch ein bißchen Ahnung von sowas, wißt ihr, und ich merkte natürlich gleich, was los war.

Monteur sage ich, das ist eine böse Sache. Was ist denn los, fragt der mich. Ja, Monteur, da können wir in vierzehn Tagen auch noch Sand schleppen und dann liegt unsere Brücke immer noch nicht auf.

Kerl, du bist duhn, sagte er zu mir. Mag sein, sagte ich, und ging wieder an meine Arbeit. Der Monteur kam mir nach. Blaukopp, sagte er, nun sag doch wenigstens, was los ist, das ich das ändern kann.

Ja, Monteur, sage ich, Sie dürfen es mir nicht übelnehmen, aber ich glaube, das Schiff hat keinen Boden und da können wir soviel Sand schleppen, wie wir wollen, unten läuft er uns wieder raus. Und so war's denn auch. Der Monteur ließ das Schiff dicht machen und keine halbe Stunde später hatten wir unsere Brücke aufliegen. Fahrplanmäßig fuhr der erste Zug über die Brücke.

Blaukopp, das ist gelogen, riefen die Zuhörenden durcheinander. Alte Kohlbacke, du lügst, rief einer.

Laß mal zählen, sagte Blaukopp und er zählte eins, zwei, drei, vier, fünf. Glaubst du mir auch nicht? Gut sechs. Aber daß jetzt sechs Glas Bier fällig sind, das glaubt ihr mir doch.

Ja, ja, riefen alle durcheinander, aber du mußt uns noch eine Geschichte erzählen.

Gut, aber erst müßt ihr den Jungen nach Bier schicken. Als der Junge weg war, begann Blaukopp wieder. Wir bauten damals einen Gaskessel. Mächtiget Dingen, kann ich euch sagen. Da hättet ihr das neue Rathaus mitsamt dem Bürgermeister und allen Hohlköpfen, die sonst noch da zu tun haben, reinsetzen können und es wäre immer noch Platz geblieben für eure Dösköppe, so groß sie auch sind.

Nun mach's mal halbwege, rief einer.

Unbeirrt fuhr Blaukopp fort. Also es war soweit, daß das Gas reingelassen werden konnte. Ich hatte oben auf dem Kessel noch ein paar Niete zu verstemmen. Auf einmal spür ich, wie der Kessel unter mir zittert. Unten hatten sie mich wohl vergessen und ließen das Gas einströmen. Nun, das machte mir nichts. Ich hielt mich am Stemmen. Dabei hatte ich ein Gefühl, als ginge im nächsten Augenblick der ganze Pott in die Luft. Es war keine angenehme Situation. Aber das tollste war, daß der Kessel tatsächlich in die Luft flog. Und ich mit ihm. So was habt ihr noch nicht erlebt. Ich ja selbst nicht. Zum Glück verlor ich sogleich die Besinnung, sonst hätte ich es noch mit der Angst gekriegt und wäre von dem Schuß, auf dem ich saß, herunter und direkt in den Tod gesprungen. Aber es ist mir nichts passiert. Als der Schuß mit mir hoch genug geflogen war, fiel er wieder zur Erde und als er unten ankam, wachte ich auf von dem Ruck. Ich sah nach der Uhr und sah, daß ich genau zwanzig Minuten in der Luft geblieben war. Da mir aber weiter nichts passiert war, und ich meinen Hammer noch in der Hand hatte, stemmte ich meine Niete weiter, bis der Monteur kam und mir andere Arbeit gab.

Und habt ihr den Gasometer wieder aufgebaut?

Weiß ich nicht, ich habe bald danach in den Sack gehauen.

Du hattest wohl Angst, daß du nochmal in die Luft flögst? He? —

Das nicht, aber als ich am nächsten Samstag meine Lohntüte aufmachte, hatte mir der Monteur doch verdammt und Doria die zwanzig Minuten abgezogen, die ich nicht gearbeitet hatte, weil ich mit dem verdammten Kessel durch die Luft geflogen war.

Das ist stark. Bei sonem Kerl hätte ich auch nicht mehr gearbeitet.

Seht ihr. Aber dann bin ich auf eine schöne Montage gekommen. Ein Wolkenkratzer kann ich euch sagen. Das war noch ein Wolkenkratzer. Wenn du da einen Hammer von oben runterfallen ließest, war der Stiel verfault, wenn er unten ankam. Und wer da am Samstag Vorschuß haben wollte, mußte am Montag schon von der Baustelle gehn, damit er ja rechtzeitig unten war.

Von Montag bis Samstag auf Vorschuß warten? Das glauben wir nicht, daß du da gearbeitet hast.

Hab ich das gesagt? Ich wollte da gerne Arbeit nehmen. Ich war auch mit dem Monteur schon soweit einig, aber ich sagte ja schon, der Bau war zu hoch. Als ich glücklich oben war, war er schon fertig.

Du bist ein Pechvogel, sagte einer.

Na, laß gut sein, mit dem Pech ist das bei mir nicht so schlimm. Ich hab meine Finger immer wieder davon rein gekriegt. Und nun macht, daß ihr verschwindet. Wenn der Alte zurückkommt und er sieht euch hier, dann meint er schließlich noch, ich hielte euch bei der Arbeit auf. Und er schmeißt mich raus. Das wäre dann aber wirklich Pech.

Der Brief des Toten

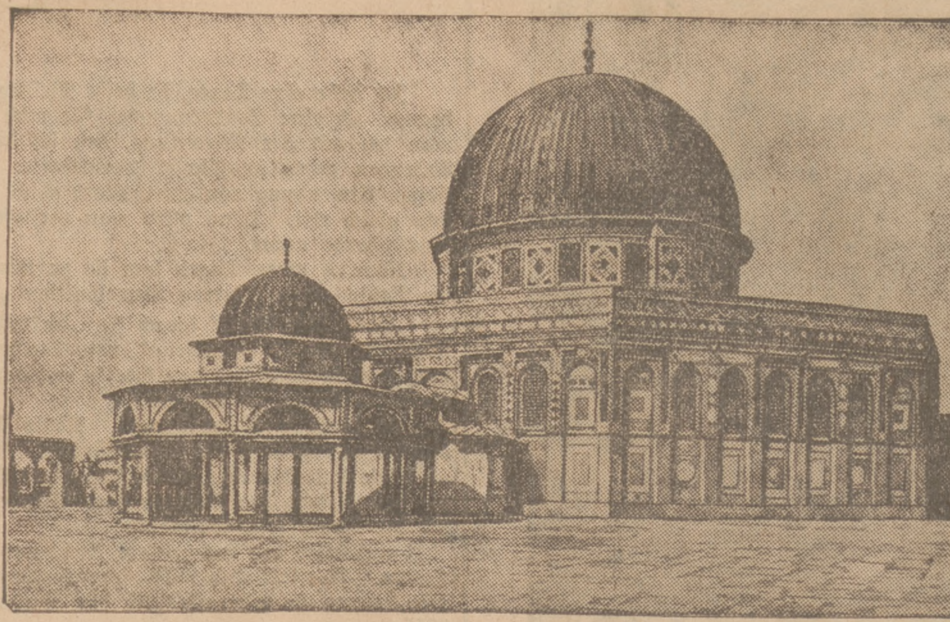
Von Arrel Dean.

Der graue Mantel der Nacht, den der September über die Schultern von Thiepval gebreitet hatte, wurde durch die plötzlichen Lichtblitze der zahllosen Geschütze und das langsame Herabfallen zerrissen und durchbohrt. Die gräßliche Musik der Artillerie mit ihrem bösartigen Uebertone kreischender Granaten machten die Luft entsetzlich. Die ganze Erde erbebte und vom herbstlichen Himmel blickten die Sterne klar und unerschütterlich auf das Verbrechen, das Entsetzen, den Wahnsinn und die Gräßlichkeit des Krieges herunter.

Leutnant Foljames starrte in den Eingang eines Unterstandes. Er befand sich auf verlorenem Posten. Mit einer Partei von vierzig Mann hatte er sich darangemacht, unter dem Schutze der Nacht einen Tank, der im Sumpfe des Geländes von Thiepval steckte, auszugraben. Sie hatten den Weg verloren, sie hatten sich aus dem Labyrinth von Schützengräben auf der granatbelegten Seite des großen Todeshügels herausgekämpft, sie hatten sich gekauert, sie waren gekrochen und kämpften immer noch gegen das metallene Ungeheuer auf dem Hügel oben bis — hhiiiiii — krrsst! — bis eine Granate neben ihnen einschlug. Zehn oder zwölf Mann waren dadurch gefechtsunfähig geworden. Der Rest war in die notdürftige Sicherheit der Laufgräben geflüchtet die sie vor einigen Minuten, nur ein paar Yards hinter ihnen, verlassen hatten. Foljames war betäubt, aber sonst unverletzt, und als er wieder zum Bewußtsein kam, begann er die Fliehenden zu suchen. In einem verlassenen, halbzerschlagenen Graben stand er jetzt, nach rückwärts blickend, verwundert, was ihn in der Tiefe des Unterstandes erwarten mochte.

*

Das Licht seiner elektrischen Taschenlampe zeigte ihm klar, daß er sich in einem deutschen Unterstande befand. Die Stufen, die herunterführten, waren nicht bloß aus Erde, sondern aus solidem Beton. Er stieg herunter und etwa 15 Schritte unter der Erdoberfläche befand er sich in einem ziemlich großen Gra-



Aus Jerusalem

der Stadt, die mit dem herannahenden Weihnachtsfest mehr als sonst unsere Gedanken fesselt, zeigen wir heute den Felsendom und den Kettendom.

natunterstande. Ein Tisch stand in der Mitte des Raumes. Auf diesem lag eine Gestalt, die mit einer kakhifarbigen Montur bekleidet war. Foljames näherte sich dem Tische und sah, daß es der Leichnam eines Füsilierkapitäns war. Er hatte einen Kopfschuß erhalten, wahrscheinlich während des Gefechtes am vorherigen Tage und mußte in den Unterstand gezogen worden sein, während sich die Wogen des Angriffes auf dem Todesgelände weiter ausbreiteten.

Sein Waffenrock war noch zugeknöpft. Foljames öffnete ihn und fand in des Toten Hemd eine Tasche, die eine Geldbörse barg. Er öffnete sie. Vielleicht befand sich etwas darinnen, was er den Angehörigen des armen Teufels senden konnte. Ja, hier steckte auch ein Brief und hier, zusammengefaltet, in der Kartentasche eine Photographie — o Gott, was war denn das?

Foljames blickte mit höchster Verwunderung auf das Bild seiner Frau.

Wer war denn dieser tote Mann?

Er schaute auf die Briefadresse. Sie stammte von der Hand seiner Frau und war an Kapitän Mortons Howes adressiert. Er nahm den Brief heraus und überlas ihn.

„Mein süßer Junge", begann er und enthielt lauter Dinge, die ein verliebtes Weib ihrem Liebhaber sagen kann, der sie erst vor kurzem verlassen hatte, um eine Reise in den Todesrachen anzutreten. Und der Brief war unterzeichnet: „Für immer Deine Dich liebende Christine."

*

Foljames war ein junger Mann aus einer sogenanten besseren mittleren Gesellschaftsschicht. Er war das einzige Kind anständiger Eltern, die in der ruhigen Atmosphäre der Viktorianischen Zeit aufgewachsen waren. Als Europa im Jahre 1914 in ein Flammenheer ausbrach, war er immer noch ein ruhiger, geradedenkender, eher puritanisch zu nennender junger Mann. Nur das Leben in der Offiziersausbildungsschule, die in der Nähe von London stationiert war, brachte eine kleine Aenderung in seine Lebensführung, denn er traf hier die bildhübsche Schwester eines seiner Kameraden, verliebte sich kopfüber in sie, und binnen kurzer Zeit war Christine Frau Foljames. Man weiß ja, wie die Leute während der Kriegszeit gewohnt waren, in die Ehe zu gehen und wie sie es dann in ruhigeren Tagen bedauerten.

Und dann ging er nach Frankreich ab, ohne viel über sein reizendes, leichtfertiges Weibchen, zu wissen, das er vergötterte, noch immer im Banne ihres Herzens — wenn sie eines besaß.

Nun stand er vor dem toten Körper, indem er mit seiner Hand eine Photographie und einen Brief umklammert hielt und versuchte, einen Gedanken zu fassen. Natürlich wußte er, daß so eine Sache wie eheliche Untreue existierte, aber der Gedanke, daß dies sein eigenes Leben berühren könnte, war ihm noch nie gekommen. Er war betäubt, mehr betäubt als durch die Granatexplosion, die ihn zu diesem Meilenstein seines Schicksals geführt hatte.

„Wie komme ich hier am besten heraus, wie finde ich einen Ausweg?" sprach er zu sich selber.

*

Und in seiner gemütlichen kleinen Wohnung in Kensington zeigte seine Christine bereits ihrem dritten Liebhaber seit Kriegsausbruch einen Ausweg, diesmal einem Himmelsstürmer, einem unbekümmerten, liebenswürdigen Jungen, der weder Morton Howes noch Robert Foljames kannte.

„Vier-Dreißig—Ack-Emma" (Ack-Emma, ein englisches Spiel) sagte Christine. „Wirklich, mußt du schon gehen, James? Da hast du noch einen Whisky mit Soda." Wie entzückend sah sie in ihrem feinen, nelkenroten Gesellschaftskleid aus! Der hübsche junge Luftschiffer schloß sie in seine Arme. „O, ich will nichts trinken," sagte er, „ich will nur dich allein."

*

Vier-Dreißig-Ack-Emma.

Die Dämmerung des Morgens kroch gedankenvoll über das granatzerschossene Schlachtfeld an der Somme.

Ein deutscher Scharfschütze, der von seinem geschickt konstruierten Unterstande herausblickte, gewahrte einen jungen englischen Offizier, der mit dem Revolver in der Hand querfeldein über das ausgestorbene Land stürmte. Was will denn dieser Narr? Hans plagte sich nicht lange damit, diese Frage zu beantworten. Er nahm sorgfältig Ziel und feuerte.

Und Foljames hatte seinen Ausweg gefunden.

Aut. Uebersetzung aus dem Englischen.

Prärie

Von A. Richard-Kämpfer.

Ignacio war betrogen. Das stand fest. Weil er dem Farmer den Wechsel nicht bezahlen konnte, verlor er Haus und Hof, seinen Rancho. Um 400 Pesos.

„Herr", sagte er und seine Stimme zitterte, „Herr, könnt ihr nicht warten?"

Der Amerikaner lachte: „Warten, Ignacio? Dein Rancho ist mein, willst du arbeiten als Knecht, so kannst du bleiben."

„Herr," sagte der Indianer und sah scheu zu Boden, „der Rancho ist mehr wert als 400 Pesos."

Da sprang der Farmer auf und schlug dröhnend mit der Faust auf den Tisch. „Du lügst, Bursche, nichts ist er wert, nicht die Hälfte." Er wies ihm höhnisch die Tür, „al diablo, zum Teufel!"

Der Indio drehte zögernd den breitrandigen Sombrero in den Händen und ging. In der Tür blieb er stehen und wandte sich nochmals zurück. „Que le vaya bien, senor, möge es Ihnen gut gehen."

*

Ignacio nahm Frau und Kinder und die Hunde mit und die Mula. Von der Mula trennte er sich nie, er ritt sie jetzt den vierten Sommer. Die Frau trug die Strohmatten und Töpfe, Mais und Bohnen. So zogen sie nach La Redonda. Am Fluß der tausend Seelen machten sie frühzeitig Rast und bauten das Lager für die Nacht.

Vollmond lag über Steppe und Urwald. Sie saßen schweigsam am Feuer, starrten dumpf in die knisternde Glut.

Und die Frau fragte: „Wann wird er sterben, Ignacio?"

Der Mann sah auf. „Noch heute nacht, Luisa, noch ehe der Mond uns verläßt."

„Ich will es sehen, Ignacio!"

Er nickte: „Du sollst es!"

*

Der Hausherr am Fenster sah prüfend auf die nächtliche Prärie. Die in der Wildnis geschärften Sinne witterten die Gefahr. Erschreckt zog er die Luft durch die Nase. Feuer, denkt er und schon dröhnt ihm, noch fern, aber mit rasender Geschwindigkeit näher kommend, das Stampfen fliehender Rinderherden an das Ohr.

„Feuer," brüllen die Diener, „Feuer," schreit seine Frau und stürzt aschfahl im Gesicht in sein Zimmer, und Feuer sieht er, so weit das Auge reicht, eine riesige, flammende Feuerwalze. Brennende Steppe.

Und die Koppel ist leer. Im Scheine der Flammen sieht er die fliehenden Cowboys auf dem Rücken der Pferde. Zu spät für ihn.

Fliehen, laufen, laufen um das Leben. Es gilt den Fluß zu erreichen, den Fluß der tausend Seelen.

Der Wind treibt, peitscht das Feuer vor sich her. Qualm, Asche, Milliarden kleiner Moskitos, die sich in Mund, Ohren und Nase setzen, begleiten es. Die rote Walze rast, springt.

Im Rücken den Tod, laufen Farmer und Weib um ihr Leben.

Da schlägt der Hufschlag eines Pferdes an ihre Ohren, ein Reiter hält auf sie zu.

„Ignacio," brüllt der Farmer und schwingt ein Bündel mit Noten in der rechten, tausend Dollar für dein Pferd."

Der Indio lacht. „Al diablo, keift er zurück und seine schrille Stimme übertönt das Prasseln des Feuers.

„Zwei-, dreitausend Dollar, Ignacio," brüllt der Farmer.

„Al diablo, al diablo!"

Der Yankee schreit auf vor Wut und stürzt sich auf den Reiter. Doch ein Schenkeldruck und er springt hohnlachend davon, der Farmer greift ins Leere, stolpert und fällt.

Wie eine Katze stürzt sich der Indio auf die weiße Frau, zerrt sie zu sich auf den Rücken des Maultiers.

„Lauf, Freundchen, lauf." höhnt er, aus seinen Augen leuchtet Wahnsinn. Er spielt mit dem Weißen, wie die Katze mit der Maus. Und der Farmer taumelt ihm nach, Todesangst verzerrt seine Züge.

„Ignacio," brüllt er heiser, „mein Weib und mein Geld für mein Leben."

Der Indio lacht, lacht, lacht. Da springt Luisas gespenstiger Schatten an seine Seite, reißt ihm die bewußtlose Frau aus dem Sattel. „Hol' du den Mann," überkreischt sie das Lärmen des Brandes und rast zurück zu dem Fluß. Mit der Frau in den Armen.

Und Ignacio gehorcht. Er haut der zitternden Mula die Sporen in die Flanken, hält auf das Feuer zu, hebt den Erschöpften vom Boden und sprengt mit ihm zurück.

Sekunden später frißt die Feuerwalze die letzten Meter diesseits des Flusses.

*

Am nächsten Morgen fing Ignacio mit dem Farmer das flüchtige Vieh wieder ein. Der Brand war erloschen. Auf der Feuerstelle baute er seinen alten Rancho wieder auf. Der Schaden war nicht groß, denn Häuser in den Tropen sind schnell und leicht gebaut. Der Farmer hat weiße Haare bekommen und kürzlich hat er verkauft, lebt jetzt in den Staaten. Auch Ignacio ist kein Schwätzer und hütet das Geheimnis der Schreckensnacht vom Fluß der tausend Seelen.

Aber Luisa erzählte mir dies, denn Frauen können nicht schweigen. Und als ich sie fragte: „Weshalb hast du sie gerettet?" sagte sie — und ich finde die Antwort fast klassisch — „dreitausend Dollar, Senor, sind mehr wert, als ein toter Yankee."

Ich mußte ihr recht geben. Sie kann nicht lesen und schreiben, aber logisch und richtig ist ihre Rechnung.

Flammen

Es war schon fast finster. Behutsam, vorsichtig erhob sich die Gestalt des Knechtes an der Mauer lang. Jetzt war der Schuppen erreicht, der sich hinten, nach dem Garten zu, ans Jespektorhaus lehnte. Gewandt schwang er sich auf das niedrige Dach; blieb darauf liegen und lauschte. Nichts — alles ruhig. Nun langsam ans Fenster ran, langsam. Wieder horchte er. Es blieb still — niemand hatte ihn beobachtet. Da hob er leise den Kopf und blickte durchs Fenster. Es war fast finster drin in der Stube. Nur die kleine, rote Deckenlampe brannte. O — er kannte das Licht, kannte es nur zu genau! Und jetzt — jetzt sah er auch beide sitzen, sie, die Anna, und den jungen Verwalter; eng umschlungen. So — ja gerade so — hatten sie damals auch gesessen das erste Mal; damals, als der Inspektor, Annas Mann noch gelebt. Und jetzt — jetzt stand sie auch auf wie damals, hatte genau wie damals das aufpeitschende, sinnverwirrende Lächeln um den vollen Mund, löste wie damals das lose, weite Gewand — es fiel — und wie damals stand das Weib splitternackt, umgleißt von rosigem Licht, mit gelöstem Haar, lockend den blühenden Körper gereckt, vor dem Besucher! Und der — genau wie er damals — stürzte ihr zu Füßen, umschlang fiebernd den weißen Frauenleib und — — — Dumpf stöhnend sank der Kopf ds Lauschenden vom Fenster; keuchend preßte er die schwieligen Arbeitsfäuste ums Holz des Schuppens. Schreien hätte er können, schreien vor Qual! — Aber nein — nein! — nur nicht schreien! Nur handeln — nur Rache, Rache — furchtbare Rache! — Jetzt hatte er Gewißheit, daß sie auch ihn betrog, genau so betrog, wie damals ihren Mann, mit ihm, dem Knecht. Noch hörte er ihr Flüstern, wenn er bei ihr war: „Paß du auf meinen Mann auf, du! Daß ihm nichts passiert! Manchmal — weißt du — steht er am Futterboden an der Luke, am Aufzug. Wie leicht könnte er dort hinunter . . ." und dabei hatten ihn ihre Augen verheißungsvoll angefunkelt, daß es ihm siedendheiß und eiskalt wurde. Immer wieder war sie gekommen mit ihrem „paß auf", bis — ja, bis er endlich verstanden. Und eines Tages, da war's geschehen: im dämmrigen Heuboden hinter dem Heuverschlag war er vorgesprungen, ein Stoß — dumpf schlug unten der Körper des Mannes auf den harten Boden! — „Mörder!" hatte es in ihm geschrien Tag und Nacht, aber als man den Inspektor begrub, war er doch am Grabe gestanden, dicht hinter der Frau des Toten, und abends, abends — da hatte das rote Licht wieder gebrannt und Anna, die Witwe — mit dem Bösen mußte sie im Bunde sein! — hatte ihn alles vergessen gemacht. Sein war sie gewesen, sein! Sein der schimmernde Mund, sein das duftende Haar, die schwellenden Brüste, die Schenkel — und jetzt? — Jetzt kam der andere dran, jetzt verzehrte sich wieder einer in der höllischen Glut dieses Teufels! Und vielleicht flüsterte sie auch dem ein zweideutiges „paß auf!" zu, bis auch der zum Mörder wurde — an ihm! — — —

Leise gleitet die Gestalt des Knechtes vom Schuppen, schleicht an der Mauer lang. Die Hand fährt in die Tasche — unhörbar schließt der Schlüssel die kleine Hintertür. Da — da ist die Holztreppe nach oben, nach dem roten Licht! — hier die Petroleumflasche. Glucksend strömt es auf die Stufen, die Diele. Ein Streichholz flammt auf — so — nun fort! fort!! — — —

Drei Stunden später ist das kleine Inspektorhaus ein schwelender Trümmerhaufen. Im Schutt liegen die verkohlten Leichen der Frau und des jungen Verwalters; eng umschlungen.

Den Knecht fand man am anderen Tage auf dem Futterboden. Erhängt.



Der Weihnachtskuchen wird gebacken

Die Bäckereien und Pfefferkuchen-Fabriken rüsten sich allenthalben, um den großen Bedarf an Süßigkeiten für das Weihnachtsfest decken zu können. — Unser Bild zeigt einen Abschnitt der Weihnachtsarbeit dieser Betriebe: Die Verpackung des Weihnachtskuchens in Glanzpapier.

Börsenkurse vom 1. 12. 1928

(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . .	1 Dollar	amtlich	=	8.91 zł
		frei	=	8.92 zł
Berlin	100 zł		=	46.959 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.		=	212.95 zł
	1 Dollar		=	8.91 zł
	100 zł		=	46.959 Rmk.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Späte Einsicht . . .

* Herrn Grzesiks sehnlichster Traum, zum Bürgermeister ernannt zu werden, ist endlich in Erfüllung gegangen. Soll man der „Polska Zachodnia", die ihn, dieses Allerweltsgenie, als einen Stern am polnischen Himmel preist, glauben, so ist ganz Bismarckhütte über die Ernennung in einen Freudentaumel geraten und sogar Triumphgottesdienste sollen abgehalten worden sein. Fackelzüge und Dankkundgebungen sollen demnächst stattfinden. Möglich ist schon, daß einigen Sanatoren, einigen Freunden des Herrn Bürgermeisters der Czysty, den er spendierte, in den Kopf gestiegen ist und sie darum aus dem Häuschen geraten sind. Aber der Masse der Bismarckhütter Bevölkerung ist sehr schnuppe, ob Herr Grzesik Bürgermeister oder auch Oberbürgermeister geworden ist. So sehr begeistert ist man für ihn, wie die „Polska Zachodnia" darzustellen pflegt, nicht, vielmehr kann von dem Gegenteil gesprochen werden. Aber möglich ist es, daß früher einmal man Herrn Grzesik als den Propheten pries. Das tat auch der „Oberschlesische Kurier", der noch nicht vor allzulanger Zeit den Amerikareisenden und Dollarliebhaber als ein kommunalpolitisches Genie pries, weil einer seiner Vertreter Gelegenheit hatte, Herrn Grzesik eine Gemeindevertretersitzung leiten zu sehen und nachträglich einen gemütlichen Abend mit ihm zu verleben. Ach, was wußte der O. K. doch damals Herrliches aus Bismarckhütte zu berichten! Und wenn dieses Blatt lobt, so muß es schon wahr sein, dachten viele und priesen Herrn Grzesik auch über den grünen Klee.

Nur wir im „Volkswille" fielen in den allgemeinen Lobgesang nicht mit ein, denn so schnell fallen wir auf neue Propheten doch nicht hinein, was uns im O. K. nicht sehr freundlich verdacht wurde. Und heute? Man brauche nur den O. K. nachzulesen. Auch er will heute von dem Universalgenie in Bismarckhütte nichts mehr wissen. Ja, ja, so ändern sich die Zeiten. Spät kam die Einsicht im „Oberschlesischen Kurier". Aber sie kam. Und das ist auch ein Gewinn . . .

Pleß und Umgebung

Beendete Straßenbauten. Die Chaussee Pleß-Goczalkowitz ist vom Zollhaus in Pleß bis zur Bahnstrecke und von der großen Weichselbrücke durch das Bad Goczalkowitz bis zur Wegekreuzung nach Dorf Goczalkowitz und Dominium Rudoltowitz — im ganzen 3000 Meter — als Kunststraße ersten Ranges ausgebaut worden. Die eintretende schlechte Witterung hindert den weiteren Ausbau der noch zirka 3 Kilometer langen Strecke. Diese ist nur chausseeartig hergestellt worden, und was alle Auto- und Fuhrwerksbesitzer begrüßen werden, dem Verkehr freigegeben worden. Dadurch ist die Verkehrsbehinderung nach Bielitz behoben worden. Die Herstellungsarbeiten auf der Chaussee von Pleß sind allerdings noch immer nicht fertig. Die Autos und Gespanne müssen nach wie vor über Ludwigswunsch und Altdorf fahren. Dieser Weg ist aber durch den starken Verkehr in einem ganz schlechten Zustande. Hoffentlich werden im nächsten Jahr bei Beendigung der Arbeiten nicht alle Zufuhrwege wieder zu gleicher Zeit in Angriff genommen werden.

Republik Polen

Ein trauriges Kapitel.

Vor einigen Tagen beging in Lodz ein 70 jähriger Greis Selbstmord, indem er sich mit einem Messer den Leib aufschlitzte. Er beging die Tat aus Verzweiflung, denn er wollte seinem Sohne nicht zur Last fallen. Da er zur Arbeit nicht mehr taugte, faßte er diesen furchtbaren Entschluß. Als die Schwiegertochter von einem Gang heimkehrte, fand sie den Greis am Tische sitzend vor. Nichtsahnend ging sie auf ihn zu und sprach ihn an. Der Greis antworte nicht mehr, sein Mund war für ewig stumm geworden.

Ein noch viel furchtbarerer Selbstmord wird aus Wilna gemeldet. Im Dorfe Szyskowice, Gemeinde Postawsk, wohnte der 99 jährige Nestowicz. Die Nachbarn schätzten und achteten den Greis und waren überzeugt, daß er ruhig und zufrieden lebe. Von dem, was im Innern dieses alten Mannes vorging, ahnte niemand etwas. Bis dann die entsetzliche Tat geschah.

Vor einigen Tagen nützte er die Abwesenheit seiner Angehörigen aus, um seinem Leben ein Ende zu bereiten. Er griff zum Gift. Durch Essigessenz wollte er sich das Leben nehmen. Die Dosis war jedoch zu gering. Und so nahm er ein Messer, um das furchtbare Werk zu vollenden. Zu schwach waren jedoch seine Kräfte, denn das Messer, das er sich in den Leib gejagt hatte, brachte ihm nicht die Erlösung. Zu flach war die Wunde. Entsetzliche Schmerzen muß er ausgehalten haben, bis er dann in seiner Verzweiflung sich an einem Balken an der Decke erhängte.

Die Untersuchung führte zu einem überraschenden Ergebnis. Aus Liebesgram hatte der fast 100 jährige die grauenvolle Tat begangen. Es wurde nämlich festgestellt, daß der Greis ein blutjunges Ding liebte, die den Alten ob seines späten Frühlingstriebes nur verlachte und verspottete. Und so schied er aus dem Leben. Vielleicht von niemand beweint und bedauert . . .

Zwei Selbstmorde. Aus verschiedenen Motiven. Und doch beide so grauenvoll, so entsetzlich, daß man tiefes Mitleid mit dem Schicksal der beiden Greise haben muß, die das Leben von sich warfen, als es ihnen nicht mehr lebenswert erschien. Der eine starb als Opfer des Kapitalismus, weil wir noch immer keine Altersversicherung haben, der andere als Opfer seiner kindlichen Einfalt, seines Schmerzes für verschmähte Liebe, die doch der Greis nie mehr dem jungen Mädchen geben konnte.

Warschau. (Ein Mörder und Bandit stellt sich selbst der Polizei.) Der Untersuchungsbehörde in Warschau stellte sich selbst ein gewisser Mieczyslaw Kangukowski, der mehrere Ueberfälle sowie einen Mord verübt hat. Für einige Ueberfälle ist er vom Gericht in Lida zu 8 Jahren Gefängnis verurteilt worden. Es gelang ihm jedoch, aus dem Gefängnis zu entkommen. Bald darauf überfiel er einen Rückwanderer aus Amerika. Dabei kam es zu einem regelrechten Gefecht mit der Polizei, wobei er einen Polizisten erschoß. Nun muß ihm das Gewissen keine Ruhe gelassen haben. Er gestand nämlich der Untersuchungsbehörde alle seine Schandtaten und verlangte strenge Bestrafung.

Lenczyca. (Der reingefallene Jesuitenprior.) Bei dem Prior des Jesuitenklosters in Lenczyca meldete sich eine Frau, die erklärte, sie habe die Absicht, dem Kloster einen kostbaren Teppich zu schenken. Zu diesem Zweck bitte sie den Vorraum vor dem Altar abmessen zu dürfen. Der Prior ging mit ihr in die Kirche, wo ihm die Frau den Kauf eines größeren Transportes getrockneter Pilze vorschlug. Der Prior ging auf den Handel ein, händigte ihr 300 Zloty aus und sandte den Kirchendiener mit ihr mit. Unterwegs verschwand aber die Frau und wurde nicht wieder gesehen.

Koluszki. (Von der Eisenbahn überfahren.) Vorgestern ereignete sich auf der Station Koluszki ein furchtbarer Unfall. Der 26 Jahre alte Stefan Pawelczyk aus Koluszki verspätete sich in der Wartehalle und merkte nicht, daß der Zug, mit dem er reisen wollte, sich bereits in Bewegung gesetzt hat. Er lief ihm nach und wollte aufspringen, doch glitt er aus und kam unter den Zug zu liegen. Noch ehe der Zug zum Halten gebracht werden konnte, war ihm bereits das rechte Bein abgefahren. Der Unglückliche wurde mit demselben Zuge nach Lodz geschafft, wo ihn die Rettungsbereitschaft nach dem St. Josefs-Krankenhaus überführte.

Sport am Sonntag

Fußballrepräsentativkampf Deutsch-Oberschl.—Polnisch-Oberschl.

Am Sonntag, den 2. Dezember, nachm. 2 Uhr, findet auf dem Pogonplatz in Kattowitz, das fällige Ländertreffen, Deutsch-Oberschlesien contra Polnisch-Oberschlesien, statt. Die polnisch-oberschlesische Mannschaft steht wie folgt: Spallek (1. F. C.); Kania (Naprzod Lipine); Heidenreich (1. F. C.); Bischoff (1. F. C.); Pielorz (06 Zalenze); Pazurek (Pogon Kattowitz); Hönigsmann (B. B. S. V.); Rebusione (Amatorski); Pazurek I (Pogon); Kosok, Joschke (1. F. C.). Ersatz: Mazur (Pogon); Nobis (Amatorski); Lamozik (06 Zalenze). Die deutsch-oberschlesische Mannschaft wird in folgender Aufstellung erscheinen: Ritzka, Urbanski, Hollmann, Malik I, Rosinger, Furgoll, Neugebauer, Menchen, Pruschowski, Paluschinski, Nowak. Um 12 Uhr, vor dem Haupttreffen geben sich die alten Herren beider Bezirke ein Rendezvous.

Boxländerkampf.

Polnisch-Oberschlesien — Deutsch-Oberschlesien.

Auch die Boxer begegnen sich gleichfalls wie die Fußballer im Repräsentativkampf. Hier sind die Aussichten für einen Sieg das heißt, wenn es keine Schiebung gibt, weit besser für die polnischen Farben, wie im Fußball.

Die beiden Mannschaften.

Der Bezirk Oberschlesien des Südostdeutschen Amateurverbandes gibt heute die Mannschaften bekannt, welche am 2. Dezember, abends 8 Uhr, in Ratibor Hotel „Deutsches Haus" den Boxländerkampf austragen. Diese stehen folgendermaßen:

Fliegengewicht:
Moczko Kattowitz — Niklowitz Beuthen.

Bantamgewicht:
Pyka Kattowitz — Kaletta Gleiwitz.

Federgewicht:
Gorny Kattowitz — Machon Beuthen.

Leichtgewicht:
Wochnik Königshütte — Zdrallek Hindenburg od. Kula Beuthen.

Mittelgewicht:
Wieczorek Kattowitz — Winkler Hindenburg od. Reinert Gleiwitz.

Weltergewicht:
Klarowicz Königshütte — Mildner Gleiwitz.

Halbschwergewicht:
Ziemwioski Orzegow — Kaleja Oppeln.

Der Schwergewichtskampf fällt aus, da für Kupka Kattowitz kein Gegner gestellt ist.

Das Kampfgericht steht folgendermaßen: Ringrichter Brzoska Gausportwart; Punktrichter Snoppek Kattowitz; Hanke Gleiwitz und Klaß Ratibor; Zeitnehmer und Sprecher Ostarek Beuthen.

Ruch Bismarckhütte, Polens fairste Ligamannschaft.

Bekanntlich wurde seitens des Landesligaschiedsrichterkollegiums zu Beginn der diesjährigen Meisterschaftsspiele ein Pokal gestiftet, welchen die fairste Mannschaft der Saison erhalten sollte. In der letzten Sitzung wurde nun, nachdem die Ligaspiele beendet wurden, zu diesem Punkt Stellung genommen. Auf Grund von Statistiken wurde nun die oberschlesische Mannschaft „Ruch" Bismarckhütte als die fairste Ligamannschaft vom Schiedsrichterkollegium und dem Ligaverband anerkannt und wird demnach den gestifteten silbernen Pokal erhalten. Die Bismarckhütter haben in den 28 Ligaspielen nur eine einzige Herausstellung (Gonsior), die eine Verwarnung zur Folge hatte, zu verzeichnen, während alle anderen 14 Vereine Disqualifikationen von Spielen zu verzeichnen hatten. Für Ruch bedeutet dies einen nicht unbedeutenden moralischen Erfolg.

Einladung!

Werte Genossinnen und Genossen!

Am Sonntag, den 2. Dezember 1928 begeht die „Sozialistische Jugend", Ortsgruppe Königshütte, ihr

Stiftungsfest

Aus diesem Anlaß findet abends 5 Uhr im Saale des Volkshauses eine

Jugendfeier

statt, bestehend aus Theatervorführungen usw.

Wir hoffen, daß auch aus anderen Orten die Jugendlichen und Parteimitglieder recht zahlreich erscheinen werden, damit diese Feier zu einer Massenversammlung wird. Um die großen Unkosten decken zu können, werden mäßige Eintrittspreise erhoben.

Mit sozialistischem Jugendgruß Freundschaft!
I. A: Alfons Siegert

Deutsch-Oberschlesien

Dreimillionen-Anleihe des Hindenburger Stadtparlamentes für Bauausführungen.

Das Hindenburger Stadtparlament beschloß in seiner Sitzung am Freitag, die zum erstenmal in der Aula der neuen städtischen Mittelschule stattfand, die Aufnahme einer Anleihe zur Deckung von Grunderwerbskosten und Bauausführungen in Höhe von über drei Millionen Mark. Mit dem Bau des neuen Berufsschulgebäudes soll in den nächsten Tagen begonnen werden. In der Entscheidung über den konfessionellen Charakter der neuen Mittelschule eine Streifrage zwischen Stadtverordnetensitzung und Magistrat, soll eine Entscheidung des Bezirksausschusses herbeigeführt werden. Für die Bedürftigen der Stadt Hindenburg wurde als Weihnachtsbeihilfe ein Gesamtbetrag von 40 000 bis 45 000 Mark zur Verfügung gestellt.

In geheimer Sitzung beschäftigte sich das Stadtparlament dann mit Ueberschreitungen bei den städtischen Neubauten.

Gleiwitz. (Drei Jahre Zuchthaus wegen Landesverrats.) Der erste Straffenat des Breslauer Oberlandgerichts verurteilte den Lagerverwalter Josef Nogwor aus Gleiwitz wegen Landesverrats zugunsten Polens zu 3 Jahren Zuchthaus. Die Verhandlung fand unter Ausschluß der Oeffentlichkeit statt.

Oppeln. (Eine Schlesische Theaterausstellung.) Die Vereinigung Oberschlesischer Schriftsteller beabsichtigt im April 1929 eine Schlesische Theaterausstellung in Oppeln zu veranstalten, in der die Schlesische Theater- und Dramatikergeschichte und Theaterkunde dargestellt werden sollen. Es ist bereits ein vorbereitender Ausschuß schlesischer und oberschlesischer Persönlichkeiten gebildet worden.

Oppeln. (Festgenommener Heiratsschwindler.) Der hiesigen Kriminalpolizei gelang es, einen Heiratsschwindler in dem früheren Werkmeister Heinz Arnold, der sich hier auf der Gartenstraße unangemeldet aufhielt, zu ermitteln und festzunehmen. Einem Dienstmädchen hatte er unter Vorspiegelung, diese zu heiraten, ihre Ersparnisse im Betrage von 250 Mark abgeschwindelt. Wie ermittelt werden konnte, hat er diese Schwindeleien auch in mehreren anderen Fällen verübt und sich auch unter dem Namen Nowak in Gleiwitz und Beuthen aufgehalten und daselbst Betrügereien verübt. Zweckdienliche Angaben, die auf Wunsch vertraulich behandelt werden, erbittet die Kriminalpolizei Oppeln, Rathaus.

Briefkasten

Kanarien-Zuchtverein Zawodzie.. Den von einem Mitglied geäußerten Wunsch zu erfüllen ist uns nicht möglich, da wir wichtigere Angelegenheiten zu bearbeiten haben. Jedoch stellen wir es einem Genossen anheim, uns über die Kanarienvogel-Ausstellung einen Bericht einzusenden, den wir gern veröffentlichen wollen.



Vor der Verlobung

„Mir kannst du völlig vertrauen, liebes Kind. Ich werde dich nicht hintergehen. Ich habe kein doppeltes Gesicht."

„Danke, das eine genügt schon." (Le journal amusant.)

Die europäischen Herbststürme

Von Moritz Loeb.

Schon zweimal, und zwar um die Wende der vorletzten wie der letzten Woche, ist in diesem Monat ein großer Teil West- und Mitteleuropas von schweren Stürmen heimgesucht worden. Wie gewöhnlich, waren es die Küstengebiete zwischen den Britischen Inseln und den Ostseeländern, über die der Orkan mit verheerender Gewalt gebraust ist, und während in der ersten Sturmperiode die größten Schäden im Bereich des englischen Kanals angerichtet wurden, haben diesmal die deutschen und dänischen Küstengebiete die ganze Gewalt der entfesselten Elemente erfahren. Im übrigen glichen sich beide Male die meteorologischen Verhältnisse, die den Sturm auslösten, so sehr, daß sich die Wetterkarten vom Sonnabend, dem 17. November, und vom Sonnabend, dem 24. November, 8 Uhr früh, fast zum Verwechseln ähnlich sehen. An beiden Tagen lag eine Sturmzyklone am Skagerrak, deren Gesamtbereich ganz West-, Mittel- und Nordeuropa umfaßte. Selbst das über Oberitalien entstandene Resonanztief war beide Male vorhanden; ebenso lagen Hochdruckkerne über Rußland, über der Iberischen Halbinsel und in den arktischen Gewässern bei Spitzbergen. Nur waren am Ende der letzten Woche die Luftdruckgegensätze noch wesentlich größer als acht Tage zuvor; denn im Zentrum des Skagerrakwirbels war der Luftdruck auf 710 Millimeter — also 50 unter normal — gesunken, wogegen die Hochdruckkerne im Nordosten und Südwesten Europas 775 Millimeter Höhe überstiegen. Aus diesen gewaltigen Druckunterschieden erklärt sich die außerordentliche Heftigkeit der letzten Stürme im Bereich der deutschen Nordsee- und der westlichen Ostseeküste; hat doch die Atmospäre das Bestreben, das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen, in dem die Luft mit um so größerer Schnelligkeit von den Gebieten des höchsten nach den Zentren des niedrigsten Luftdrucks abfließt.

Jedermann weiß aus Erfahrung, daß Stürme bei uns eine charakteristische Begleiterscheinung der kalten Jahreszeit sind. In den Monaten der warmen Jahreszeit sind sie höchst seltene Erscheinungen und dauern dann auch fast stets nur ganz kurze Zeit, fast niemals länger als ein bis zwei Stunden, meist sogar nur im Mittel den Bruchteil einer Stunde, weil es sich im Sommer dabei fast immer nur um rasch vorübereilende Gewitterböen handelt, bei denen die Sturmbahn sich rasch über einen verhältnismäßig kurzen und sehr schmalen Landstrich erstreckt. Nach einer für Berlin aufgestellten Statistik sind während eines Zeitraums von achtzehn Jahren im Mai insgesamt nur fünf, im Juni sieben und im August vier Sturmstunden beobachtet worden, während Juli und September in diesen achtzehn Jahren überhaupt keinen Sturm hatten. Aber schon der Oktober brachte 28, der November 19, der Dezember 17, Januar und Februar hatten 37, der März hatte 39 und auch der April noch 20 Sturmstunden. Man ersieht daraus, wie eng Stürme und kalte Jahreszeit miteinander verknüpft sind. Diese Erscheinung führt uns auf die eigentlichen Ursachen der Sturmbildung, die Temperaturunterschiede innerhalb des Luftmeeres und den steten Kampf zwischen den kalten Polarluftmassen mit der Warmluft der Subtropen. Wenn bald nach der Tag- und Nachtgleiche im Herbst die Abkühlung in den höheren Breiten fortschreitet, während im subtropischen Gürtel der Erde noch immer sommerliche Wärme herrscht, so ist die Zeit für die Ausbildung tiefer Wirbel auf dem Atlantischen Ozean gekommen, weil die den Golfstrom begleitenden Warmluftschichten bei ihrer Annäherung an die aus dem Polarbecken abfließenden Kaltluftmassen mit diesen die Sturmwirbel bilden, die aus den großen Temperaturunterschieden der sie umfließenden Luftmassen ihre Energie gewinnen. Oft bilden sich solche Zyklonen schon an der amerikanischen Ostküste, wobei die jeweiligen Temperaturverhältnisse des nordamerikanischen Kontinents nicht selten eine ausschlaggebende Rolle spielen. So war der Sturm vom 17. November kein anderer als der Orkan, dem am Sonntag, dem 11. November, an der Küste von Virginia der Dampfer „Vestris" zum Opfer gefallen ist. Er hatte mit dem Golfstrom den Atlantischen Ozean überquert und sechs Tage später am Kanaleingang aus den hier bestehenden großen Temperaturunterschieden neue Energie gewonnen. Auch der letzte Sturm ist amerikanischen Ursprungs; er entstand am Dienstag, dem 20. November, in der Davis-Straße, westlich von Grönland, wanderte um dessen Südspitze herum, wobei er sich fortwährend vertiefte, und besaß schon Donnerstag früh im Osten von Südgrönland ein Minimum des Luftdrucks unter 710 Millimeter. Der Energiegewinn wird angesichts der mehr als 30 Grad Celsius betragenden Temperaturunterschiede zwischen der warmen Vorderseite und der kalten Rückseite der Sturmzyklone ohne weiteres begreiflich. Ueber Island drang sie dann südostwärts bis in die dänischen Gewässer vor, wobei sich neue Randwirbel bildeten, die den Kern der Zyklone umkreisten und dabei tief ins norddeutsche Binnenland eindrangen, wo infolgedessen der Luftdruck zu Beginn der Woche einen ganz abnorm niedrigen Stand erreichte. Luftdruckwerte von 723 Millimeter, wie sie beispielsweise Sonntag im mittleren Norddeutschland beobachtet worden sind, gehören in diesem Gebiet zu den größten Seltenheiten und sind seit Jahren nicht mehr vorgekommen. Anhaltende und ergiebige Regenfälle sind ebenso charakteristisch für die Zentren niedrigen Luftdrucks wie die sie umkreisenden Stürme, die stets warme Seeluft über das Land tragen.

Unsere europäischen Herbststürme — und ebenso unsere Winterstürme — sind nämlich fast ausnahmslos warme Stürme, die nicht nur bei Tauwetter auftreten, sondern sich sogar durch ausnehmend hohe Temperaturen auszeichnen. Das hängt mit den atmosphärischen Drehungsgesetzen auf der nördlichen Halbkugel zusammen, wo aus allgemein physikalischen Gründen die Winde ein Tiefdruckgebiet in der entgegengesetzten Richtung des Uhrzeigers umkreisen. Da nun die atlantischen Wirbel fast immer ihren Weg dahin nehmen, wo sie den geringsten Widerstand finden, nämlich über das Meer, so ergibt sich daraus, daß das Wirbelzentrum stets nordwestlich und nördlich von uns bleibt, und es ergibt sich gemäß dem erwähnten Drehungsgesetz weiter, daß West- und Mitteleuropa bei der Annäherung eines Sturmwirbels zunächst von südwestlichen Winden überflutet wird, die gemäß ihrem subtropischen, ozeanischen Ursprung zugleich warm und reich an Feuchtigkeit sind. Erst wenn Mitteleuropa durch die Verlagerung des Wirbelzentrums nach dem Osten des Erdteils auf die Rückseite der Depression gelangt, wo kältere West- und Nordwestwinde wehen, beginnt die abnorme Wärme wieder für die Jahreszeit normaleren Temperaturen zu weichen. Da das aber nicht immer der Fall ist, viele Wirbel vielmehr in der Richtung nach Nordskandinavien abwandern, um sofort wieder neuen atlantischen Sturmzyklonen Platz zu machen, so bleibt unser Gebiet, wie es auch jetzt wieder seit Wochen der Fall ist, fast ständig im Bereich der warmen Südwestwinde, und diesem Umstand hat denn auch der gegenwärtige Monat seine abnorm hohe mittlere Temperatur zu verdanken, die bisher im größten Teil Mitteleuropas schon um mehr als 4 Grad über dem langjährigen Novemberdurchschnitt liegt.

Nur im Bereich der Ostsee gibt es nicht selten auch Nord- und Nordoststürme, die kalte Luft mit sich führen.



Die Retter der Besatzung der „Pommern"

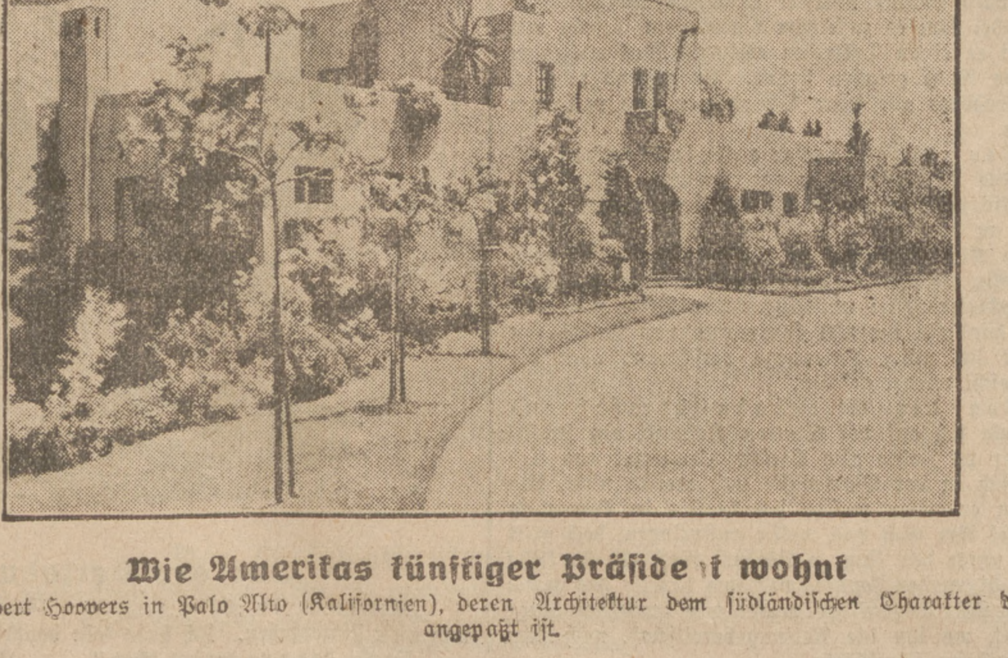
des deutschen Schulschiffes, das den Stürmen der letzten Tage im Kanal zum Opfer fiel, war der deutsche Hochseeschlepper „Heros", der sich zufällig in der Nähe befand. — Im Bilde: Die gerettete „Pommern"-Besatzung an Bord des „Heros" im Hafen von Plymouth.

Totenfest bei den Exoten

Alle Völker haben ihre Totenfeste, an denen sie das Andenken ihrer verstorbenen Verwandten und Freunde begehen. In diesen Totenfesten spiegeln sich die Seele eines Volkes und seine Vorstellungen wider, die es sich vom Tod und den Dingen macht, die ihm folgen. Ein schwedischer Forscher, Graf Birger Mörner, hat die verschiedensten Völker in allen Zonen und Kontinenten studiert und ihre Totenkulte in einen bei Diedrichs erschienenen Buch „Tinara" aufgezeichnet. Die Eskimos am St. Michael- und am Yukonfluß in Alaska feiern alljährlich zu Beginn des Monats Dezember ein derartiges Fest. Im Versammlungshaus des Stammes legt man Essen und Kleider für die Toten nieder und erhellt den Raum durch eine Lampe. Wer einen toten Verwandten ehren will, setzt an dessen früheren Platz auf ein Gerüst eine Lampe mit Seehundstran. Man hält sie die ganze Nacht über in Brand, denn sie soll den Schatten leuchten, wenn sie vom Totenreich zurückkehren und wieder dorthin gehen. Am Vorabend des Festes geht der nächste Angehörige nach dem Grab. Er leitet die Feier damit ein, daß er z. B. auf das Grab eines Verwandten eine kleine Holzschale niedersetzt. Kinderlose Eskimos pflegen daher Kinder zu adoptieren, um nach dem Tode nicht von einem solchen Fest ausgeschlossen zu sein. Es gilt den Toten als ein furchtbares Schicksal, von den Lebenden etwa nicht geladen zu werden. Das Fest wird mit Gesang eingeleitet, der den Toten gilt; darauf folgt die Verteilung von Speisen und Getränken. Gesang und Tanz beschließen das Fest. Man tanzt auch am Grabe; ist jemand ertrunken, tanzt man auf dem Eis. In Kambodja feiert man das Fest der Toten am letzten Tag des Monats Phatrabot (September-Oktober). In jedem Haus werden Kuchen und Süßigkeiten gebacken, Kerzen angezündet, der Weihrauch duftet, und die Toten werden mit dem dreimal wiederholten Gruß eingeladen: „Kommt alle, eßt und segnet uns." Vierzehn Tage danach setzt man abends kleine Rindenboote mit Eis, Kuchen, kleinen Münzen, brennenden Weihrauchkerzen und angezündeten Lichtern auf den Fluß, auf diesem kehren die Seelen nach ihrem Land heim. Die Lebenden rufen ihnen zum Abschied zu: „Geht, aber kommt wieder zurück!" Ist der Tag da, dann werden sich Söhne und Enkel eurer erinnern. Dann kehrt ihr wieder! Kommt wieder! Kommt wieder!" Der Strom füllt sich mit leuchtenden, glitzernden Punkten. Er führt sie hinweg, und sie erlöschen einer nach dem anderen.

Die Buddhisten in Japan feiern das Totenfest vom 13. bis 17. August, Bon-Matsuri wird es genannt. Dazu werden große Vorbereitungen getroffen. Auf den Friedhöfen werden die Grabsteine gewaschen und mit Blumen geschmückt. Darauf zündet man an den Grabhügeln Weihrauchkerzen an. Vor den Häusern und um die Altäre hängt man prächtig schimmernde Laternen auf; oftmals haben sie die Form von Lotosblüten und sind mit festlichen Papierbändern verziert. Auf dem reich und phantastisch ausgeschmückten Altar legt man Kuchen, Früchte und Miniaturnachbildungen von Ochsen und Pferden, reihenweise in Lotosblätter eingeschlagen, als Opfer für die Seelen der Verstorbenen nieder. Auf dem Lande wandern ganze Familien mit brennenden Kerzen nach den Gräbern der Toten, nachdem sie zuvor festliche Scheiterhaufen entzündeten, um die Geister willkommen zu heißen. Vor die Haustüre setzt man Schalen mit Wasser, damit sich die Geister bei ihrem Eintritt die Füße waschen können. Am 14. August verrichten die Priester vor den Altären Gebete, und den Tag darauf werden aufs neue Scheiterhaufen zum Abschied angezündet. An der Küste herrscht ein Brauch, der an Kambodja erinnert; hier setzt man nämlich kleine Boote mit Papiersegeln aus, die mit wassergefüllten Töpfchen und Weihrauch beladen sind. Darauf stehen die Namen der Toten geschrieben.

In jedem 15. und 20. Jahr feiert der Nafulu-Stamm auf Neu-Guinea sein Totenfest. Für das Fest werden große Vorbereitungen getroffen. Um eine Lichtung werden eine Menge Pfähle aufgesetzt, für jede Familie einer; dort hängen in langen Reihen die Schädel, Arm- und Oberschenkelknochen der verstorbenen Anverwandten. Diese Stücke werden eigens zu diesem Fest aufbewahrt. Nachdem die Pfähle so geziemend ausgeputzt worden sind, legt man alle übrig gebliebenen Schädel und Knochen auf einer Plattform nieder. Auf ein gegebenes Zeichen hin schlägt der Häuptling die Stützen der Plattform um, so daß die Schädel zu Boden rollen. Sie werden nun aufgesammelt und vom Häuptling an die bevorzugten Festteilnehmer verteilt. Diese tragen sie als Schmucksachen. Darauf beginnt der Tanz: nur etliche bestimmte Männer nehmen daran teil; die übrigen müssen zuschauen. Die Tänzer erscheinen in großem Waffenschmuck, auf dem Kopf tragen sie große Federkronen, und sie sind mit Trommeln, Speeren, Keulen und Aexten ausgerüstet. Der Tanz hält die ganze Nacht über an. Am Ende werden sämtliche Schädel und Knochen wieder auf den Pfählen aufgehängt. Jetzt verteilt man in großen Mengen eine Mahlzeit aus Obst und Gemüsen unter die Gäste. Am anderen Morgen tötet man eine Menge Schweine. Etliche der Gäste nehmen einige der aufgehängten Knochen herunter und tauchen sie in das Blut, das den erschlagenen Schweinen aus den Mäulern rinnt. Mit diesen bluttriefenden Knochen werden nun sämtliche Schädel und Knochen berührt, die seit dem letzten Totenfest begraben wurden. Diese blutbenetzten Knochen werden nachher in der Häuptlingshütte aufgehängt und dürfen keinesfalls mehr bei einem neuen Totenfest verwendet werden.



Wie Amerikas künftiger Präside t wohnt

Die Besitzung Herbert Hoovers in Palo Alto (Kalifornien), deren Architektur dem südländischen Charakter dieser Landschaft angepaßt ist.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse" Sp. z ogr. odp., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Freigewerkschaftliche Rundschau

Gewerkschaftliche Rattenfänger

Die „Sanacja" will die Arbeiter retten — Gründung „einheitlicher" polnischer Gewerkschaften Bürgermeister Grzesik übernimmt die Führung — Fort mit den Schädlingen der Arbeiterklasse

Ohne Neid wollen wir den Drahtziehern der „Sanacja Moralna" zugestehen, daß sie eine außerordentliche Beweglichkeit an den Tag legen, um alles, was noch in Ostoberschlesien ein wenig Zusammenhalt hat, zu zerstören. Wir wollen sie auch in diesem Eifer durchaus nicht hemmen, denn „jeder ist seines Glückes Schmied". Es war oder ist darum auch kein Geheimnis, wenn jetzt die „Gazeta Zmrodnia" über die Gründung einer neuen Gewerkschaft oder wenigstens von deren Notwendigkeit, nach Anschauung der Retter Polens, berichtet. An der Spitze der neuen Regierung steht der rühmlichst bekannte Bismarckhütter Bürgermeister Grzesik, der sich schon mit Erfolg an den verschiedensten finanziellen Unternehmungen als Leiter des Aufständischen-Verbandes beteiligte und die bisher, wie böse Zungen behaupten, nie zu seinem Nachteil ausarteten. Weil Grzesik, der Obersanator, über keinerlei gewerkschaftliche Kenntnisse verfügt, hat er sich als Madatoren einen Redakteur der „Polska Zachodnia" verschrieben, der auf den berühmten Namen Kapusczinski hört und der in begeisterten Referaten die Sache für Grzesik „schmeißen" soll. Sie sind bereits am Werk, die neuen gewerkschaftlichen „Retter" und haben ihren erster Versuch bei der polnisch-nationalen Belegschaft der Falvahütte begonnen. So berichtet wenigstens die „Gazeta Zmrodnia" und die es wissen muß.

Die Dinge sind, wie wir unterstreichen wollen, durchaus nicht neu. Schon vor Monaten beschäftigte sich ein Anonimus auf den Seiten der „Gazeta Zmrodnia" über die Notwendigkeit der Reform der polnischen Gewerkschaften in Ostoberschlesien, ohne indessen zu einem Ergebnis gekommen zu sein. Man merkte dem Artikelschreiber an, daß er etwas geheimnisvolles zu sagen habe, aber er übte Zurückhaltung und stellte nur fest, daß die Gewerkschaften hier nur den politischen Parteien dienlich sind, daß sie in die verschiedensten Richtungen gespalten gegenüber den Arbeitgebern machtlos dastehen und gab so nebenbei zu, daß dagegen etwas getan werden müsse, vor allem um den Gewerkschaften rein wirtschaftliche Aufgaben zuzuweisen. Dann herrschte merkwürdige Stille im Lager der Sanacja, denn es schwebten Lohnverhandlungen und an diesen wollten sich die Sanatoren nicht beteiligen, damit sie nicht etwa auch Verpflichtungen ihres gewerkschaftlichen Eifers zu übernehmen brauchten. Dann kam einmal eine Nachricht, daß Grzesik in Bismarckhütte bemüht war, eine Versammlung der Bergarbeiter zustande zu bringen, die sich mit gewerkschaftlichen Reformen befassen sollte und wo zum Ausdruck kam, daß eine neue polnische „Bergarbeiterorganisation" notwendig sei, die ganz zur Regierung stehe und sich nicht von den Politikern mißbrauchen lasse. Denn er, der Sanator Grzesik treibe keine Politik nur politische Geschäfte, die etwas einbringen, gleichgültig, wer ihm dabei behilflich sein soll. Und wie er „Salat und Würstchen" für die Ortsarmen, Schweinschlachten für die Wähler, so wird er gewiß auch schon ein Rezept für die Heilung der Not der Bergarbeiter besitzen, den Hüttenarbeitern wird bald das „Paradies" blühen, wenn sie sich nur unter „Carol Dollarkiewicz's" Führung begeben. Die Bergarbeiter sollen sogar Schwarzhemden erhalten, um die armen Teufel wenigstens daran zu erinnern, daß sie etwas Faschistisches an sich haben. So das vorläufige Programm der neuen Gewerkschaftsretter, die bald in allen anderen Orten Ostoberschlesiens auftauchen werden und der Erfolg ist gewiß, wenn man einige Feste veranstaltet und den berühmten „Czysty" fließen läßt. Allerdings nicht etwa für die kommenden Mitglieder, sondern für die Rattenfänger, die das Werk der Grzesik und Kapusczynski besorgen.

Bei den polnisch-politischen Parteien ist das Spalten der Gewerkschaften ein beliebtes Mittel und Oberschlesien kann in dieser Hinsicht einige Musterbeispiele aufweisen. Als die Nationale Arbeiterpartei sich von Korfanty trennte, begründete diese eine christlich-demokratische Gewerkschaft als Gegengewicht gegen die Polnische Berufsvereinigung und als die Spaltung in der P. P. S. erfolgte, nahm Biniszkiewicz mit Rubin auch einen Teil der Zentralgewerkschaftler mit, man ist sich im Gegensatz zum deutschen Lager im polnischen Lager dessen bewußt, daß die politischen Parteien ihre Hauptgrundlage in der Arbeiterklasse suchen müssen. Nachdem die Polnische Berufsvereinigung, beziehungsweise die Nationale Arbeiterpartei in Polnisch-Oberschlesien bei den letzten Sejmwahlen mit der „Sanacja Moralna" gegen Korfanty gemeinsam Sache machte, sah man von der Spaltung des polnischen Lager ab und erst, als sich die N. P. R. entschloß eine Politik gegen die Bestrebungen des Wojewoden und der Aufständischen zu unternehmen, geht man daran, die Polnische Berufsvereinigung zu spalten und will damit auch den Zentralverband treffen, denn die Verschmelzung der Biniszkiewicz-Gewerkschaft ist so gut wie sicher mit der Sanacja Moralna, nachdem sie ja gemeinsam für die Verehrung Pilsudskis und seine Ziele „kämpfen". Gewiß ist Biniszkiewicz zu klug, um auf die Gewerkschaftsarbeit der Sanatoren hereinzufallen, aber im gegebenen Moment, wird er schon seinen Einfluß auszuüben verstehen. Aber das interessiert schließlich weniger, die Tatsache allein, daß die Sanatoren ihre Tätigkeit auf die Gewerkschaften ausdehnen, gibt genügend zu denken Veranlassung. Es soll unter dem Ruf „Vereinigt Euch" eine weitere Spaltung und damit Schwächung der Gewerkschaften durchgeführt werden. Mit vollem Recht wandte sich auch die letzte Tagung der Nationalen Arbeiterpartei gegen die Spaltungsarbeit der Sanatoren, sie wird sie nach Lage der Dinge nicht mehr hindern können, Grzesik hat sein Zerstörungswerk, nicht Aufbauarbeit im Sinne der Gewerkschaften, unternommen. Und das besagt viel, welchen Weg man einschlagen will. Statt Befreiung vom kapitalistischem Joch, patriotische Duseleien für den heutigen Regierungskurs, zur Stärkung der Front der Arbeitgeber.

Man ist im Lager der Sanatoren vorsichtig genug, vorerst die Arbeit auf die polnischen Arbeiter zu beschränken, bei den deutschen wird man dann, wie Lampner in Laurahütte, den Druck dahinter setzen, daß sie allein kommen müssen, wenn sie Brot und Arbeit behalten wollen. Es ist klar, daß man die Neugründung durchführen wird, aber rechtzeitig dafür sorgen, daß recht radikale Forderungen erhoben werden, die dann die Arbeitsgemeinschaft durchzuführen haben wird. Denn man sehe nur das Organ der Sanatoren an, auf irgend einer Seite wird gegen die deutschen Kapitalisten Sturm gelaufen, aber auf den nachfolgenden Blättern derselben „Gazeta Zmrodnia" befinden sich fette Inserate der Großindustrie, daß ist die geistige Werkstätte, mit denen man die „Arbeiterrechte" jetzt vertreten will. Unter Berufung auf die freundliche Zuneigung des Wojewoden zu den neuen Gewerkschaften wird man manchen Dummen kapern und die polnischen Arbeitergewerkschaften sind machtlos und damit auch das Dasein der deutschen Gewerkschaften gefährdet. Die deutschen Gewerkschaften haben keinen Grund diesem Treiben der Sanatoren lächelnd zuzusehen, denn es ist ein Dolchstoß, der auch von hinten gegen die deutschen Gewerkschaften geführt wird.

Bei kritischer Betrachtung dieser Zersetzungsarbeit, die ausgerechnet in Falvahütte beginnt, können wir nicht umhin, daran zu erinnern, daß gerade hier viele Fehler seitens der Gewerkschaften gegenüber der Belegschaft gemacht worden sind und es gibt sogar Gewerkschaftsführer, die sich dort auf das Werk nicht zeigen dürfen. Wenn gewerkschaftliche Arbeit so ausartet, dann ist es verständlich, wenn die Sanatoren leichte Arbeit haben und den kümmerlichen Rest der dort organisierten Arbeiter auf ihre Seite ziehen. Die Phrasen, die man da den Arbeitern der Falvahütte vorgetragen hat, sind zur genüge bekannt. „Einheitsfront" zur Stärkung des Unternehmertums und Gefolgschaft für Pilsudski ist das einzige Ziel. Aber die Wahlen haben ja einen so riesigen Erfolg der Sanatoren ergeben, wo sind denn nun die „besseren" Zeiten, die man der Arbeiterklasse in Aussicht gestellt hat. Wer erinnert sich nicht der vielen Versprechungen und was ist Tatsache geworden? Darum sollen die Arbeiter, die deutschen und polnischen, denken, wenn sie das Werk der Sanatoren betrachten. Und wir haben das Vertrauen zur oberschlesischen Arbeiterschaft, daß sie das Zerstörungswerk erkennt und wissen wird, daß diese Art Neugründungen nur eine Erweiterung der Rechte der Unternehmer bedeuten! Wenn die Außenstehenden erkennen, daß Reformen notwendig sind, warum auch nicht die bestehenden Gewerkschaften. Und es muß etwas getan werden, um die Arbeiterschaft restlos in die bestehenden Gewerkschaften aufgehen zu lassen, dann aber müssen auch gewerkschaftliche Taten folgen, die leider vermißt werden. Wir Klassenkämpfer fürchten diese Neugründung nicht, aber sie ist eine Gefahr für die ganze Arbeiterklasse Ostoberschlesiens ohne Unterschied der Nation und darum muß auch der Kampf gegen die Sanatoren ein gemeinsamer sein. Fort mit den Schädlingen der Arbeiterklasse!

—Il.

Existenzgrundlage und Existenzsicherheit

Die Existenzgrundlage des modernen Kulturmenschen bildet die Produktion. Abgesehen von der Zeit, wo die Menschen noch im Urzustande lebten und sich für ihren Unterhalt auf die von der Natur freiwillig gebotenen Nahrungsmittel beschränken mußten, war das immer so. Nur die Produktinsformen wechselten. Sehen wir uns aber diese Entwicklung an, so stoßen wir auf eine eigentümliche Erscheinung. Die Existenzgrundlage des Menschen blieb bei allen Wandlungen der durch die Entwicklung der Produktion hervorgerufenen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse dem Wesen nach die gleiche. Aber sie erweiterte sich unausgesetzt. Das Eindringen der Wissenschaft in die Geheimnisse der Natur, die Nutzbarmachung der hieraus gewonnenen Erkenntnisse, technische Erfindungen und Verbesserungen steigerten die Ergiebigkeit der Arbeit in einer Weise, für die es vorher an jeder Vorstellung fehlte. Sie wurde zur Quelle märchenhaften Reichtums, der in scheinbar unerschöpflicher Fülle auf die Menschheit herniederströmte. Und doch gelang es damit nicht, ihre Existenzgrundlage allgemein und befriedigend zu sichern. Am wenigsten die Existenzgrundlage derjenigen, die jenen Reichtum hervorbrachten.

Hier ist sogar das Gegenteil festzustellen. Je ergiebiger sich die Arbeit gestaltete, um so unsicherer wurde die Existenzgrundlage der arbeitenden Massen, und sie ist es heute mehr denn je zuvor. Das zeigt die gegenwärtige Arbeitslosigkeit in deutlichster Weise. Arbeits- und damit Existenzlose hat es immer und überall gegeben, wo die Arbeitskraft, gleichgültig durch welche Umstände, von den Produktionsmitteln losgelöst wurde. Diesen Ablösungsprozeß im großen einzuleiten, blieb aber dem Kapitalismus vorbehalten. Das Proletariat ist sein Werk! Er riß die Massen der kleinen Bauern und Handwerker aus ihren Existenzbedingungen heraus, enteignete sie und beließ ihnen nur die Arbeitskraft, deren rücksichtslose Ausbeutung ihm so sichergestellt war. Immer hielt sich aber noch — mit Ausnahme von Krisenzeiten — die Arbeitslosigkeit in verhältnismäßig engen Grenzen. In den Vorkriegsjahren trat in Deutschland sogar ein fühlbarer Arbeitermangel hervor, der eine starke Einwanderung von ausländischen Arbeitskräften herbeiführte. Im Jahre 1913 betrug ihre Zahl über eine Million.

Mit der Beendigung des Krieges hat sich dieser Zustand ganz gewaltig verändert, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern in allen kapitalistischen Ländern. Die Arbeitslosigkeit ist zu einem internationalen Problem geworden, dessen Lösung bis jetzt vergeblich versucht worden ist. Man hat in Deutschland die Arbeitslosenfürsorge, die Arbeitslosenversicherung und die öffentliche Arbeitsvermittlung eingeführt. Reich, Staat und Gemeinden veranlassen Notstandsarbeiten in Form von Meliorationen, Urbarmachung von Oedländereien, Siedlungen, Straßenbauten usw. Es finden Fortbildungs- und Umschulungskurse für die Arbeitslosen statt. Aber alle diese Maßnahmen bleiben ohne sichtbaren Erfolg. Die Zahl der Arbeitslosen erfährt nur während der kurzen Sommerzeit eine Abschwächung. Mit dem Eintritt des Herbstes schwillt sie wieder zu unheimlicher Höhe an. Millionen Arbeitskräfte bleiben so für einen großen Teil des Jahres aus dem Produktionsprozeß ausgeschaltet. Für Hunderttausende ist diese Ausschaltung sogar eine dauernde; sie haben jede sichere Existenzgrundlage verloren. Ihr Dasein ist nur noch ein Vegetieren von einem Tag auf den anderen. Die kapitalistische Gesellschaft hat für sie keine Verwendung mehr.

Ein solches Los trifft in zunehmendem Maße die älteren Arbeitskräfte. In der Großindustrie ist es längst grausame Wirklichkeit, daß der über 40 Jahre alte Arbeiter oder Angestellte bei Einstellungen nicht mehr berücksichtigt wird. Und diese Gepflogenheit findet immer weitere Verbreitung. In der Wirtschaft bieten sich für diese Existenzen, die so den Boden unter den Füßen verloren, nur geringe Verwendungsmöglichkeiten. Die hierfür in Betracht kommenden Berufe, insbesondere der Handel, sind überfüllt. Es macht sich auch hier eine immer stärkere Auslese sowie Abstoßung der kapitalschwachen und minder leistungsfähigen Kräfte bemerkbar. So muß hier die Existenzunsicherheit zunehmen.

Daß mit den bisherigen Maßnahmen gegen die Arbeitslosigkeit nichts erreicht wird, steht nach den gemachten Erfahrungen fest. Es sind Linderungsmittel, weiter nichts! Ihre Anwendung ist unvermeidbar. Nur darf man sich nicht mit der Hoffnung tragen, daß sie nachhaltige Hilfe bringen. Das ist z. B. auch



Professor Dr. Sommerfeld

der bekannte Physiker an der Universität München, deren Institut für theoretische Physik er leitet, kann am 5. Dezember die Vollendung seines 60. Lebensjahres feiern.



Die erste preußische Fischereischule

wurde in Lötzen (Ostpreußen) eröffnet. Die Schule nimmt nur junge Fischer auf, die wenigstens zwei Jahre praktisch gearbeitet haben. Die Schüler erhalten Wohnung und Verpflegung für 10 Mark monatlich.

von den in England angewendeten Maßnahmen nicht zu erwarten, die auf eine Verpflanzung der englischen Arbeitslosen als Erntearbeiter und Farmer nach den englischen Dominien hinauslaufen. Bei der zurzeit herrschenden Arbeitslosigkeit hat man es nicht mit einem kurz vorübergehenden Zustande zu tun, sondern mit einem organischen Mangel des kapitalistischen Systems. Das geht vor allem daraus hervor, daß selbst in Ländern, die von dem Weltkriege in keiner Weise in Mitleidenschaft gezogen wurden, vielmehr dessen Nutznießer waren, die Arbeitslosigkeit in annähernd dem gleichen Umfange wütet, wie in am Kriege beteiligten Staaten. So schätzt man z. B. in Amerika die Zahl der Arbeitslosen auf 4 Millionen, in dem außerordentlich schwach bevölkerten Australien auf rund 187 000.

Eine unleugbare Tatsache ist, daß der Weltkrieg und seine wirtschaftlichen Folgen eine stark mitwirkende Ursache der Arbeitslosigkeit bilden. Europa ist verarmt, seine Bevölkerung hat einen erheblichen Teil ihrer Kaufkraft eingebüßt. Von diesem Verluste kann sie sich nur langsam erholen, und der für die allgemeine Wirtschaft so notwendige Ausgleich wird durch die noch lange dauernde Abtragung der Kriegsschulden an Amerika erheblich erschwert sowie verzögert. Letzteres hat durch den Krieg große Gewinne gemacht, seine industrielle Leistungsfähigkeit gewaltig und weit über das Maß der zurzeit bei der amerikanischen Bevölkerung vorhandenen Kaufkraft gesteigert. Das gleiche ist auch in den anderen Ländern, besonders in Deutschland, geschehen. Ueberall wurde rationalisiert, damit aber ein Mißverständnis zwischen Leistungsfähigkeit des Produktionsapparates und der Kaufkraft geschaffen, das die allgemeine Existenzsicherheit durch rapide Zunahme der Arbeitslosigkeit erschüttern mußte.

Unter normalen Verhältnissen hätte die Rationalisierung der Industrie solche Wirkungen nicht haben können. Die Entwicklung des Kapitalismus ist ja eine ununterbrochene Reihenfolge von Rationalisierungen. Sie vollzogen sich jedoch im allgemeinen unbemerkt, freilich unter anderen Umständen als gegenwärtig. Die Steigerung der Erzeugungsfähigkeit setzte sich in Verbindung der Waren bei langsam steigenden Löhnen um, wodurch sich die Kaufkraft erhöhte. Damit war wiederum eine steigende Nachfrage nach Waren und so eine sich fortsetzende Zunahme von Arbeitskräften verbunden. Unter der gegenwärtigen Herrschaft der Kartelle ist es umgekehrt. Die Waren erfahren keine Verbilligung, die Steigerung der Löhne wird zurückgehalten und so die an und für sich schon schwache Kaufkraft der Bevölkerung noch weiter herabgedrückt. Die Folgen sehen wir vor uns in dem Anwachsen der Arbeitslosigkeit und in der Zunahme der allgemeinen Existenzunsicherheit der arbeitenden Volksschichten. Hiergegen hilft nur eine Aenderung des herrschenden Systems in der Richtung der von den Gewerkschaften gestellten Forderungen: Scharfe Kontrolle der Kartelle, Herabdrückung der Preise, Erhöhung der Löhne und Verkürzung der Arbeitszeit auf ein Maß, das geeignet ist, den Arbeitslosen eine sichere Existenzgrundlage zu schaffen. Im letzten Grunde ist die Beseitigung der Arbeitslosigkeit nur von dem Sozialismus zu erwarten.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 422.

Sonntag. 11.56: Berichte. 12.15: Konzert. 14: Vorträge. 15.15: Konzert der Warschauer Philharmonie. 18: Mandolinen-Konzert. 19.20: Vorträge. 20.30: Abendprogramm von Krakau. 22: Berichte und Tanzmusik.

Montag. 16: Literaturstunde. 16.25: Kinderstunde. 17.10: Vorträge. 18: Tanzmusik. 19.30: Polnischer Unterricht. 20.05: Vortrag. 20.30: Konzert von Posen. Anschließend Berichte und Plauderei in französischer Sprache.

Warschau — Welle 1111,1.

Sonntag. 10.15: Uebertragung aus der Posener Kathedrale. 12.10: Konzert der Warschauer Philharmonie. 14: Vorträge. 15.15: Von der Warschauer Philharmonie. 17.20: Vorträge. 18: Volkstümliches Konzert. 19.20: Vorträge. 20.30: Abendkonzert. 22: Berichte. 22.30: Tanzmusik.

Montag. 16: Schallplattenkonzert. 16.25: Kinderstunde. 17.10: Vorträge. 18: Unterhaltungskonzert. 19.30: Französische Literatur. 20.30: Abendkonzert, übertragen aus Posen. 22: Berichte. 22.30 Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 329,7. Breslau Welle 322,6.

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13.06: Nauener Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Sonntag. 9.15: Uebertragung des Glockengeläutes der Christuskirche. 11: Katholische Morgenfeier. 12: Suiten. 14: Rätselfunk. 14.10: Schläscher Guckkoasta. 14.35: Schachfunk. 15: Märchenstunde. 15.30: Stunde des Landwirts. 15.55: Humor und Lebensweisheit in Anekdoten. 16.20: Uebertragung aus Gleiwitz: Synagogale Gesänge. 17.05: Der Arbeitsmann erzählt. 17.30: Opernnachmittag. 19.25: Wetterbericht. 19.25: Abt. Welt und Wanderung. 19.50: Uebertragung aus Gleiwitz: Bruno Hanns Wittek liest aus seinem Roman „Sturm überm Acker". 20.15: „Im weißen Rößl", Lustspiel in drei Hörbildern. 22: Die Abendberichte. 22.30: Uebertrag. a. der Sportarena in der Jahrhunderthalle: Schlußwertungen des Zwölf-Meilen-Mannschaftsrennens.

Montag. 16: Stunde mit Büchern. 16.30: Aus der Zeit des Rokoko. 18: Elternstunde. 18.30: Stunde der Musik. 19.25: Hans Bredow-Schule, Abt. Volksbildungswesen. 19.50: Die Ueberstunt, Berichte über Kunst und Literatur. 20.15: Der Dichter als Stimme der Zeit: Ernst Zahn liest aus eigenen Werken. 20.45: Klavierkonzert. 22: Die Abendberichte, Funktechnischer Briefkasten und Berichte des Deutschen Landwirtschaftsrats.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Kattowitz. Am Dienstag, den 4. Dezember 1928, um ½8 Uhr, im Saale des Zentral-Hotels Vortrag von Genossen Dr. Bloch: „Was ist Sozialismus?"

Zalenze. Am Sonntag, den 2. Dezember, nachmittags 5 Uhr, findet bei Golczyk ein Vortrag statt, und zwar: „Was lehrt uns die Stigmatisierte von Konnersreuth." Ref. Gen. Ortzel.

Nickischschacht-Janow-Gieschewald. Am Sonntag, den 2. Dezember, vormittags 10 Uhr, findet bei Herrn Knosalla, Nickischschacht, der zweite Teil des Vortrages über das sittliche und soziale Leben der Völker im Christentum statt. Ref. Dr. Bloch. Nach dem Vortrag findet die Wahl des Vorstandes für das Jahr 1929 statt.

Nikolai. Am Sonntag, den 2. Dezember d. Js., nachmittags 5 Uhr, findet im Lokal Freundschaft die Mitgliederversammlung des Bundes für Arbeiterbildung statt. Alle Parteigenossen, Gewerkschaftler sowie die Arbeiterwohlfahrt haben restlos zu erscheinen. Es werden auch Bücher der Bibliothek ausgeliehen. Mitgliedsbücher des B. f. A. sind mitzubringen.

Versammlungskalender

Bergarbeiterversammlungen am 2. Dezember 1928.

Laurahütte. Nachmittags um 2 Uhr bei Generlich. Ref. Nietsch.

Zalenze. Vormittags um 9½ Uhr bei Golzyk. Ref. Nietsch.

Krol. Huta. Nachmittags um 2½ Uhr im Dom Ludowe. Ref. Ritzmann.

Neudorf. Vormittags um 9½ Uhr bei Goretzky. Ref. Orzal.

Achtung, Arbeitersänger!

Am Sonntag, den 2. Dezember, nachmittags ½2 Uhr, findet im Zentralhotel, Kattowitz, eine erweiterte Bundesvorstandssitzung statt, zu welcher außer dem Bundesvorstand einschließlich Bundesausschuß und Kontrollkommission sämtliche 1. Vorsitzenden der Vereine geladen sind. Besondere Einladungen ergehen nicht. Um Pünktlichkeit bittet der Bundesvorstand.

Kattowitz. Am Sonnabend, den 1. Dezember d. Js., abends 7 Uhr, im Zentralhotel-Saal, Ortsausschußsitzung. Da wichtige Punkte an der Tagesordnung sind, wird das Erscheinen aller Delegierten erwünscht.

Kattowitz. Freidenker. Sonntag, den 2. Dezember, nachmittags um 3 Uhr, findet eine Versammlung statt. Gäste willkommen.

Bismarckhütte. Touristenverein „Die Naturfreunde". Am Sonntag, den 2. Dezember, abends 6 Uhr, findet im Vereinslokal bei Paschek in Königshütte die fällige Monatssitzung statt. Es ist Pflicht eines jeden Mitgliedes pünktlich zu erscheinen.

Siemianowitz. (Freidenkerverein.) Am Sonntag, den 2. Dezember, vormittags 10 Uhr, findet bei Kozdon (Teichstraße) die fällige Monatsversammlung statt. Gäste, durch Mitglieder eingeführt, willkommen.

Eichenau. Die Mitgliederversammlung der D. S. A. P. und der Arbeiterwohlfahrt findet am Sonntag, den 2. Dezember, nachmittags 3 Uhr, bei Brzesina statt. Referent Genosse Kowoll. Vollzähliges Erscheinen aller Genossinnen und Genossen, sowie der Gewerkschaftskollegen erwünscht.

Hohenlinde. (Freidenker.) Am Sonntag, den 2. Dezember, nachmittags 2 Uhr, findet im Lokal des Herrn Brachmainski in Hubertushütte die fällige Monatsversammlung statt. Referat: „Die Frau und das Freidenkertum". Die Genossen werden ersucht, ihre Frauen und erwachsenen Kinder mitzubringen.

Hohenlinde-Hubertushütte. Am Sonntag, den 2. Dezember d. J., vormittags 10 Uhr, findet im Lokal des Herrn Brachmainski die diesjährige Generalversammlung des Deutschen Metallarbeiterverbandes der Gruppen Hohenlinde und Hubertushütte statt. Auf der Tagesordnung steht ein Referat des Kollegen Kuzella, sowie Neuwahl der Ortsverwaltung. Die Mitglieder werden um vollzähliges und pünktliches Erscheinen ersucht.

Nikolai. (Freidenker.) Am Sonntag, den 2. Dezember, vormittags 9½ Uhr, findet die fällige Monatsversammlung des Freidenker-Vereins im Lokale Freundschaft statt.

Nikolai. Am Sonntag, den 2. Dezember, von vormittags 9 Uhr ab, veranstaltet der Kanarienzüchterverein seine 3. Lokalausstellung beim Herrn Knappik, ul. Zorska.

Nikolai. (D. M.-V.) Sonntag, den 2. Dezember, findet im Lokal Sohrauerstraße die fällige Monatsversammlung des D. M.-V. statt. Referent zur Stelle.

Ober-Lazisk. Die Zahlstelle des Deutschen Bergarbeiterverbandes veranstaltet am Sonnabend, den 1. Dezember d. Js., abends um 6 Uhr, bei Herrn J. Mucha ein Tanzvergnügen. Zur Unterhaltung erscheint der Arbeiter-Gesangverein „Freie Sänger"-Nikolai. Eingeladen werden hiermit aus Ober-Lazisk Mitglieder des Deutschen Metallarbeiterverbandes, des Afa-Bundes, der D. S. A. P. und die „Volkswille"-Abonnenten. Um zahlreichen Besuch wird gebeten.

Kostuchna. Arbeitergesangverein „Freie Sänger". Am Montag, den 3. Dezember, abends 7 Uhr, findet im Lokal des Herrn Weiß eine Versammlung statt. Besonders bitten wir, zu dieser Versammlung, alle früheren Mitglieder zu erscheinen. Im übrigen ist Pünktlichkeit und Erscheinen aller Mitglieder Ehrenpflicht.